

Die frau von dreissig jahren

Honoré de Balzac

634

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Honoré de Balzac:
Die Frau von dreißig Jahren

Kulturhistorische Liebhaberbibliothek
Band 26

Honoré de Balzac
Die Frau
von dreißig Jahren

Deutsch von Otto Flake
Eingeleitet von René Schickele



Berlin und Leipzig
Magazin-Verlag Jacques Hegner.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Gedruckt bei
E. Haberland in Leipzig-R.

Honoré de Balzac.

Am 22. Mai 1799 machte der Himmel dem Ehepaar Balzac, wohnhaft in Tours, ein zweifelhaftes Geschenk in Gestalt eines Sohnes, der nach dem Heiligen des Tages den Namen Honoré erhielt. Der zwanzig Jahre für einen recht mittelmäßigen, faulen und völlig unnützen Menschen galt. Bis er nach ebenso langer, zäher Arbeit den Ruhm des „fruchtbarsten der modernen Romanciers“ erwarb — als der er am 18. August 1850 in Paris verstarb und drei Tage später auf dem Père-Lachaise von der tief trauernden Literatur begraben wurde. Viktor Hugo hielt mit der Würde des wohl-situierten Akademikers eine Grabrede, wie sie schöner nicht hätte sein können: er sprach von dem furchtbaren Leben, das der geniale Mensch unter dem Blitz und Donner der niederträchtigen Mitwelt zu erdulden hat, und wie die häßliche Flamme des Neides bald zur Ruhmeslohe wird, die die Stirn des Denkers umrahmt. Er sprach auch von der Tragik, daß ein solcher Mann in der Blüte des Alters von der Erde geraubt würde, ganz gegen seinen Willen und nach den Gesetzen einer unverständigen und brutalen Logik. Es war die Rede, die er in seinem Leben öfters gehalten hat. Das Elend war aber, daß Balzac im Augenblicke starb, da er seine Schulden bezahlt hatte und er sich gerade anschickte, ein reiches und breites Leben nach seinem Sinn zu führen. Das Geld, dieser modernste der Teufel, hatte ihm 30 Jahre lang an der Gurgel gehangen, nun, da er ihn unter den Füßen hatte, schlug der Herrgott ihm das tragische Schnippen. Es wird schon eine natürliche Logik dahinterstecken. Ein alter Herzfehler, dem ein hastiges, vergeudendes Leben nachhilft, hat

3232
~~3232~~
3232
6

3232
3334
6

540533

so seine logischen Konsequenzen, die die Heirat mit einer hochgeborenen, reichen, geistreichen und schönen Frau keineswegs aufhält. Uebrigens hat weder das Hundeleben der ersten Zeit, noch die Parforcejagd während des reifen Alters dem Werk Balzacs geschadet. Vielleicht haben sie für die Atmosphäre gesorgt, die allein dem Temperament dieses Mannes bekömmlich war. Er war Schriftsteller, und es ist nun einmal so, daß Menschen, die schreiben, das gelten, was sie geschrieben haben. Die Geschichte ihres Lebens kann unbekannt oder vergessen sein; ist sie bekannt, leistet ihr Studium oft kurzweilige Dienste für die Erforschung des Bodens und des Klimas des Landes, das sie durch einen gewaltigen Ausbruch erschüttert haben — und das doch alle vulkanischen Kräfte des Individuums seit Geschlechtern enthalten mußte. Dort, wo die Neugierde ohne Mühe die größere Befriedigung findet, um die Jahre, in denen der Heroß gelebt, um die Menschen, die er gekannt, die Landschaften, die er gewertet hat, zieht man einen engen Kreis und erbaut sich am Schauspiel der Zeit, in dem er seine Gastrolle gab. Man sieht ihn seine Mitwelt mit Mühe unterwerfen und die Nachwelt mit seinen harten Fingern wie Ton kneten. Balzac hat dem wildesten Kampf widerstanden, die erbittertsten und entrücktesten Meere haben an seine Brust geschlagen, er hat seinen Ruhm erlebt, nachdem er zwanzig Jahre von ihm geträumt, um ihn gehungert und geknirscht hatte. An seinem Grab hat sich die Nation durch den Großmanager der verlogenen Literatur, die es gegeben hat, — bedankt. Hugo hat ihn zum Genie proklamiert, obwohl Balzac die Romantik, ihren Pomp und ihre Werke gestürzt hatte, er hat ihn, von dem die Akademie nichts wissen wollte, seiner Unsterblichkeit versichert. Denn er war eingesargt und nicht mehr tot zu machen. Die zeitgenössische Literatur ist eine Komödie. Diese hier war zu Ende.

*

Nachdem Honoré de Balzac am 20. Mai 1799 glücklich geboren worden war und nachdem die langweilige Embryonalzeit, die schon fürs Alter des Menschen zählt, ebenfalls überstanden war, tat man den Knaben in ein städtisches Pensionat. Dann wartete man den siebenten Frühling ab, um ihn nach Vendôme und in das Internat der Oratorierpatres zu bringen. Solche Internate sind Höllen und Latrinen, von denen die freien Schulen kaum einen Vorgeschmack geben. Man muß das erlebt haben. Was tun? Nur nicht „studieren“. Die Schulen arbeiten mit einem verschieden gebauten, aber erschreckend ähnlichen Pflug, was die vielen großen und kleinen Mittel ausmacht, einen Knaben aufs Blut zu quälen, und den eine Schar müden und eigensinnigen Rindviehs über Stein und Fleisch zieht. Balzac biederte sich mit dem Bibliothekar an, las die schwierigsten Bücher, bis er sie verstanden hatte, und ließ sich dafür mißhandeln und einsperren. Er strebte leidenschaftlich darnach, oft und möglichst lang eingesperrt zu werden. Denn dann konnte er nach Herzenslust lesen, während seine Erzieher der Wollust des Gedankens fröhnten, daß der Junge sich in den Krallen der Langeweile drehe. Das soll doch das strafende Schicksal eines Schülers sein, den man seinen Gespielen wegnimmt und in seine eigenen Gedanken schließt. Die Mutter Balzacs war eine Herzensfrau, nur, aus Prinzip und infolge natürlicher Anlage, etwas sehr streng. Der Sohn besaß soviel wie gar kein Taschengeld. So kam es, daß die Mitschüler ihn einen Hungerleider nannten. Dabei hielten sie ihm ihre dickgestrichenen Bemmen unter die Augen. Sie brachten den Knaben, der bei den Lehrern unbeliebt und doch auch kein richtiger, aufgeweckter Schlingel war, zur Verzweiflung. Balzac ging abseits mit einem Schicksalsgenossen und las. Seine Gelehrsamkeit wurde so groß, daß er eine „Abhandlung über den Willen“ schrieb. Dies erste Werk war sein geheimer Stolz, es gab ihm in seinem Innern die Machtstellung, die durch Jahre dem Unglück des Internatlebens einen Widerstand entgegenstellte. Eines Tages

aber sah er sich verraten. Mitschüler hatten den Kasten, der das wertvolle Manuskript barg, entdeckt und wollten ihn dem großen Mann mit Gewalt entreißen. Vom Lärm der Schlacht herbeigerufen, trennte ein Lehrer die feindlichen Parteien, aber er nahm auch den Kasten. Balzac sah zu, wie die „Abhandlung über den Willen“ von den Flammen verzehrt wurde. Dieser Zwischenfall raubte dem kleinen Honoré für einige Zeit den Verstand. Er wurde trübsinnig und litt an nervösen Zuständen. Die Lehrer erkannten, daß der Junge krank war, und baten seine Eltern, ihn schleunigst nach Hause zu holen. Zuhause umgab man ihn mit aller Wärme und Güte, deren ein geängstetes, um den Sohn bangendes Vaterhaus fähig ist, so daß Balzac sich in kürzester Zeit soweit erholte, daß er seinen Schwestern voll überzeugt verkünden konnte: Ihr werdet sehn, eines Tages wird man von Euerm Bruder als von einem großen Mann sprechen! Seitdem begrüßten ihn die Kleinen nur noch mit einem verdächtig demütigen: Salut au grand Balzac. Die über die Gesundheit des Sohnes beruhigte Mutter erhob sich von neuem in ihrer strengen Würde und quälte ihn in aller Liebe und weidlich. Er mußte das Gymnasium von Tours besuchen, wo er wenig angesehen war. Wenn er konnte, nahm er ein Stück Brot aus der Küche, einige Bücher unter den Arm und floh in den Wald, um den langen Tag über zu träumen und zu lesen. Was er las, lieh seinen ehrgeizigen Träumen Gestalt und Farbe. Er war frühreif und hatte ein geordnetes und ungewöhnliches Gedächtnis.

*

Ende 1814 war der Vater Balzacs zum ersten Kommissär für Lebensmittel bei der ersten Division der Armee ernannt worden. Die Familie siedelte nach Paris über. Honoré saß seine Zeit in einigen Pensionen ab und bestand mit 18 Jahren sein Baccalauréat ès-lettres et ès-sciences. Es war gerade kein Tag des Triumphes, aber immerhin war er frei, er konnte

endlich werktätig streben, ein großer Mann zu werden. Zuvor hatte er einen kleinen Versuch gewagt, Schulden zu machen. Es war in einer Pension, in der viele Kinder aus reichen Familien wohnten. In der Portierloge saß ein guter Schlaupkopf von Hauswärter, der den Schülern in seinem intimen Kaffee-, Schokolade- und Backwarenbetrieb einen hohen Kredit einräumte. Bezahlten die Kinder die Schulden nicht, die sie leichten Herzens machten, so bezahlten sie doch die Eltern. Honoré ging bis zu mehreren Franken über Hundert. Der Portier mahnte, mahnte dringend, forderte, drohte. Honoré floh erschreckt zu seinem Bruder, dem er alles gestand. Dieser vermittelte bei der Mutter. Ohnmacht; Familienszene. Der einzig Glückliche war der Portier, der sein Geld einstrich. So machte Honoré de Balzac, der das GELD für die Literatur entdecken sollte, die ersten Schulden. Er hat nie wieder aufgehört. In den folgenden Jahren schrieb er Romane im Stile Walter Scotts, der sein Gott und sein erreichbares Ideal war. Gleichzeitig hörte er juristische Vorlesungen; besuchte nacheinander die Hörsäle der Sorbonne und des Collège de France. Zwanzig Jahre alt, war er Advokat.

Der alte Herr Balzac wünschte aus seinem Sohn einen tüchtigen Rechtsanwalt und Notar zu machen. Eine einträgliche Stelle war schon in Aussicht. Die Mutter wollte es und gedachte ihren Willen mit aller Gewalt durchzusetzen. Honoré dagegen war von der fixen Idee, ein großer Mann zu werden, nicht abzubringen. Es entspann sich zwischen Vater und Sohn ein Dialog.

„Mein Sohn, in der Literatur muß man König sein, um nicht Frohnknecht zu bleiben.“

Honoré konnte darauf nur eins erwidern:

„So werde ich König sein.“

Pathos und Würde entsprachen seinem Alter. Später, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, begnügte er sich mit dem Titel eines Generalfeldmarschalls der Literatur. An der Anerkennung dieses bescheidenen Ranges hielt er aber sehr.

Unterdessen blieb den Eltern nichts anders übrig, als dem Besessenen nachzugeben. Sie wollten versuchen, einen falschen Ehrgeiz auszuhungern. Als der alte Herr Balzac pensioniert wurde, zog sich die Familie in die Nähe von Paris zurück, während dem Sohn für zwei Versuchsjahre eine Unterstützung von monatlich 125 Franken gewährt wurde. Ueberdies richtete man ihm eine windschiefe Mansarde ein, in die es je nach der Jahreszeit regnete oder schneite. „Man spricht von den Opfern des Krieges, der Epidemie; aber wer denkt an die Schlachtfelder der Künste, der Wissenschaften und der Literatur, und wieviel Tote die heftigen Anstrengungen zu gelingen aufhäufen.“ Ein Wort von Balzac. Er fühlte sich zeitlebens als Soldat, als Streiter um Ruhm und Vermögen. In seinen Briefen glänzen Gold und Waffen. Man weiß, daß in seinem Zimmer eine Gipsfigur Napoleon I. stand, der er einen stolzen Leitspruch auf die Scheide geklebt hatte: Was Napoleon mit dem Degen nicht zu Ende geführt hat, wird er mit der Feder vollenden. Sein Ehrgeiz hob ihn auf den höchsten Parnaß, als er noch nicht e i n e n guten Satz schrieb. Seine Rolle kannte er trotzdem. „Vier Männer werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuern Einfluß gehabt haben! Napoleon, Cuvier, O'Connell. Der erste hat sich vom Blut Europas genährt, er hat sich mit Waffen geimpft; der zweite hat sich dem Erdball vermählt; i c h werde eine ganze Gesellschaft im Kopfe getragen haben.“ Dieser starkmuskelige Ehrgeiz war von einem schallenden Lachen und von kindlichen Ausbrüchen der Freude begleitet. Sein Herz weinte ganz leise mit. Sein ganzes Leben sah er sich einen Schritt vor Goldgruben und blühenden Gärten des Ruhmes. Den Schritt machte er täglich, zwanzig Jahre lang, immer mit derselben Ueberzeugung, er konnte nicht für die Dauer von 24 Stunden enttäuscht werden. Er war ein Heer von hunderttausend Helden und war sein unvergleichlicher Feldherr. Seine erste Schlacht war ein Stück in Versen, „Cromwell“. Cromwell sollte sein Gesellenstück sein. Er fuhr mit

dem Manuskript zu den Eltern, die aus den intimsten Freunden der Familie einen Areopag gebildet hatten. Es war mehr als eine Niederlage, es war die völlige Vernichtung. Ein alter Hausfreund, Professor am Collège de France, der es wissen mußte, schwor, Honoré habe auch nicht das geringste Talent für die Literatur, was er da angehört habe, sei ungeheuerlich, sei sogar ganz ungewöhnlich talentlos. Honoré sagte nichts und reiste nach Paris zurück. Für die Tragödie in Versen scheine er nicht zu taugen, schrieb er an seine geliebte Schwester Laura, spätere Madame de Surville. (Sie war seine einzige Vertraute, sein Liebling.) Dagegen gehöre die Zukunft des Romans ihm, Honoré de Balzac. In der Zeit von drei Jahren verfaßte er 40 große Romane. „Um das Handgelenk zu üben,“ versicherte er. Er wußte, sie waren schlecht. Er zeichnete ein Dutzend und mehr Pseudonyme und verkaufte sie en gros für ein Spottgeld. Und zwar mit der Bedingung, daß der Winkelverleger nie und nimmer den wirklichen Namen des Verfassers, des großen Honoré de Balzac verriete. Der findige Verleger half sich später damit, daß er unentwegt vom „fruchtbarsten der modernen Romanciers“ sprach, aus dessen Feder diese Romane stammten. Balzac schäumte. Seinem „Generalfeldmarschall der Literatur“ stellten die Gegner hohnlächelnd den Ehrentitel, den ihm sein erster Verleger verliehn hatte, entgegen, und der drang schnell durch und hielt sich lange.

Die zwei Versuchsjahre waren verstrichen. Seine Unfähigkeit für die Literatur war erwiesen. Er konnte sich kein Geld mehr verschaffen. Da gründete er, kurz entschlossen, eine Druckerei. Richardson hatte seine Bücher sowohl geschrieben wie gedruckt. Er wollte billige, schön gedruckte Klassikerausgaben machen. La Fontaine und Molière erschienen, dann schwankte das Unternehmen beträchtlich. Seine Eltern schossen Geld vor, damit er eine Typengießerei, die billig zu haben war, hinzukaufe. Auf diese Weise, glaubte er, würde die Druckerei gefestigt dastehn und nicht mehr zu

ruinieren sein. Denn, wenn man doch die Typen selber gießen konnte. . . . 1827 kam der Krach, der Balzac aufs Pflaster warf. Er stutzte wohl, dachte aber weiter nicht über den Unfall nach. Denn er war gereift; zum erstenmal erlaubte er sich, einen Roman mit seinem wirklichen Namen zu zeichnen. Er nannte ihn „Les Chouans“. Der erste Stein des Monuments, er stand. Die Kritik, die dem Anfänger selten übel gesinnt ist, lobte den Roman. Den Irrtum hat sie ihm bald nachher hundertfach vergelten lassen.

„Les Chouans“ waren erschienen. Das Vermögen, das ihn überschütten sollte, blieb aus. Die Schulden schwollen gewaltig an. Die „Physiologie du mariage“, deren sich der bekannte Verleger Lavavasseur angenommen hatte, verringerten sie um keinen Centime. Als er eines Tages die Addition machte, wurde er von Furcht und Schrecken ergriffen. Da stand die runde Summe von 150 000 Franken. Nun verstand er auch die Hartnäckigkeit der Gläubiger, die ihm überall auflauerten, ihn umzingelten und schüttelten. Er floh in die Touraine. „Ich brauchte mindestens sechs Wochen völliger Ruhe, um dir die 4800 Franken der zwei Bände, die ich machen werde, zu geben. Seit vier Jahren habe ich zwanzigmal daran gedacht, mein Vaterland zu verlassen. Du verlangst, ich soll dir Einzelheiten schreiben: aber, meine arme Mutter, weißt du denn noch nicht, wie ich arbeite? Wenn ich schreiben kann, mache ich meine Manuskripte, wenn ich nicht meine Manuskripte mache, denke ich daran. Ich ruhe nie aus. Denke doch, ich habe 300 Manuskriptseiten zusammensetzen, zu überdenken, zu schreiben, allein für die „Bataille“, bedenke, daß ich für die „Conversations“ noch 100 Seiten zu vollenden habe, und bei zehn Seiten täglich macht das drei Monate aus, und bei zwanzig Seiten 45 Tage, und es ist physisch unmöglich, mehr als zwanzig zu schreiben, und ich bitte ja nur um 40 Tage Frist; und während dieser vierzig Tage werde ich die Korrekturen von Gosselin (dem Verleger) erhalten. In meinem Wunsche, Euch

zu helfen, werde ich das Unmögliche vollbringen. Sieh, wenn ich das Glück habe, arbeiten zu können, wie die letzten beiden Tage, werde ich Euch retten . . ." (Saché, Juli 1832). Balzac hatte seine Familie durch die unglücklichen Spekulationen empfindlich geschädigt, und da saß er nun einsam in der Touraine und arbeitete, wie nur er arbeiten konnte: 18 Stunden täglich, und das gewöhnlich zwei Monate hindurch, in denen er sich nicht blicken ließ und für die Außenwelt tot war.

Balzac sicherte seinen Ruhm bei den holden Zeitgenossen am 1. Juli 1836; er gewann einen literarischen Skandalprozeß gegen Buloz, den Direktor der Revue de Paris und der Revue des Deux-Mondes. Buloz hatte das Abdrucksrecht von „Séraphita“ erworben und an eine in Petersburg erscheinende französische Zeitschrift weiterverkauft. Nun war Balzac erstens ein geriebener Jurist (er kannte den Code Napoléon auswendig), dann war er ein Teufelskerl, in allen Schlichen bewandert, vor allem war er ein Schriftsteller, der mehr als zehn Korrekturen seiner Arbeiten von Grund umarbeitete, so daß erst die allerletzte einigermaßen seinem Ideal von Vollendung nahekam. Die erste Niederschrift war ein „Szenario“, eine Skizze, auf der er die Ausarbeitung vornahm. Die Korrekturfahnen seiner Romane hatten ein eigenes Balzacches Format: der Rand war vier-, fünfmal so breit als der Text. Eine erledigte Korrektur ähnelte dann etwa einer dichtgedrängten Landkarte, die hundert kleine Namen und Stromläufe trägt, und die mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen sind. Zwanzig Linien, an deren Ende lange Sätze standen, in die lange Linien wieder viele neue Sätze führten, kreuzten sich wild und verwirrt wie ein verrücktes Spinnwebewebe. Die Setzer wechselten unter einander ab. Jeder machte „eine Stunde Balzac“ und gab die Fahnen mit einem Seufzer der Erleichterung weiter. Ueberdies handelte es sich gerade um „Séraphita“, ein Buch, von dem Buloz versicherte, daß weder er noch sonst jemand etwas davon verstünde. Schließlich hatte Balzac mit keinem seiner Bücher soviel Mühe gehabt, wie

mit „Séraphita“. Sein liebstes Buch, sein Schmerzenskind sollte würdig behandelt werden. Und der unglückliche Buloz hatte gewagt, der Petersburger Revue die erste Niederschrift zu verkaufen. Buloz verlor den Prozeß, die Oeffentlichkeit war für Balzac und die gute Sache entflammt, und „Séraphita“ wurde rasend gekauft. In zwei Stunden waren 1800 Exemplare abgesetzt. Der neue Verleger Werdet frohlockte, denn Balzac schwor, Werdet sei ihm das, was Archibald Constable dem Walter Scott gewesen war. Er schlug soviel Geld aus ihm, wie Walter Scott von Archibald Constable genommen hatte, bis Werdet vor dem Bankerott stand. Dann entriss ihm Balzac seine Werke und verkaufte sie an Delloye & Co. für ca. 80 000 Franken und 15 000 Franken jährliche Rente. Balzac hatte ein goldenes Herz. Er tröstete Werdet: Sehen Sie, lieber Freund, Sie sind nicht reich genug für mich. Sie können das nicht für mich sein, was Archibald Constable für Walter Scott gewesen ist. Er hatte recht. Sein Kampf war erbittert, er mußte brechen oder gebrochen werden. Auf seinem berühmten Stock aber stand der Spruch: „Ich breche den Widerstand.“ Und dieser Kampfspruch war von Türkisen und Diamanten eingefaßt, die ihm die Frauen von dreißig Jahren geschenkt hatten, weil er sie für das Leben und sogar für die Poesie gerettet hatte. Gold und Ruhm. Er arbeitete wie ein Stier an seinem Ruhm, der sich bald bezahlt machen sollte. Darauf konnte er füglich nicht warten. Er machte deshalb Geld, wie er konnte; sobald er es brauchte. Er bezahlte, wenn er konnte. Und er ist schuldenlos gestorben. Halleluja!

*

Es ist merkwürdig zu beobachten: Balzac scheint in seinen Büchern ein gewandter Geschäftsmann, ein genauer Kenner aller juristischen Finessen in verwickelten Rechtslagen. Seine Spekulanten und Kaufleute beweisen ihr Genie in sorgfältig geschilderten Unternehmungen — sie sind groß-

zünftig, sie haben Ideen! Sie sind zäh. Balzacs Versuche, sich durch Spekulationen zu bereichern, schlugen jedesmal fehl. Das kam, er war nicht zäh, er hatte nicht die wichtigste, ausübende Tugend des Unternehmers. Es blieb bei Ideen — wie diesen. Bekanntlich hatten die Römer auf Sardinien Silbergruben. Balzac sagte sich, daß sie mit ihren unzulänglichen Arbeitsmitteln den Schatz kaum hätten erschöpfen können. Er reiste nach Sardinien, um eine Konzession zur Ausnützung des Bodens zu erwerben. Während der Ueberfahrt vertraute er seine Pläne (natürlich) einem Schiffskaptän an. Bei Ort und Stelle angelangt, fehlten ihm die Geldmittel, er mußte zurückfahren, und in der Zwischenzeit hatte sein Kapitän die Konzessionen gekauft und baute nun lustig drauf los. Der Schlaukopf wurde Millionär, ganz so wie die Leute, die nach dem Beispiel Balzacs die billigen Klassikerausgaben druckten. Als es ihm ein andermal am nötigsten Kleingeld fehlte, vertraute er seinen Freunden den Plan an, auf den großen Boulevards einen kleinen Laden zu mieten. Ueber den wollte er ein großes Schild hängen:

Honoré de Balzac
Epicier.

Er rechnete ihnen vor, daß, wenn die Leute nur einmal aus bloßer Neugierde den berühmten Romancier Kaffee und Käse verkaufen zu sehn wünschten und jeder nur einen Sou zurückließe, t r o t z d e m in kürzester Zeit eine halbe Million verdient wäre. Er ließ sich nur widerstrebend von diesem Millionenunternehmen abbringen. Später rüttelte er einmal Laurent-Jan, einen Mongolen, mit dem er intim verkehrte, nachts um drei Uhr aus dem Schlaf auf. Er zeigte ihm einen Ring, der nach ihm von Muhamet stammte. Beide sollten sich in selbiger Nacht aufmachen und zum Großmogul reisen,

der zweifellos horrende Summen für den historischen Ring bezahlen würde. Mit Freude! Laurent-Jan hielt den Vorspiegelungen Balzacs, der eine unglaubliche Ueberredungskunst besaß, tapfer stand, was Balzac ihm lange Zeit nicht verzieh. Balzacs Ideal war eine eigene Villa. So baute er denn eines schönen Tages eine Villa. Als sie fertig war, machten ihm die Maurer große Beschwerde. Sie verfolgten ihn bis in die Druckereien, in den Hof der Verleger, warteten geduldig, bis er herunterkam und nahmen ihm Geld ab. Aber schließlich: die Villa war fertig. Es war ihm aufgefallen, daß die Treppen in einem Haus unmäßig viel Platz wegnehmen. Er wollte aber seine Zimmer groß und regelmäßig haben. Deshalb legte er die Treppen hinaus und ließ sie die Fassade erklettern. An die Wände der Zimmer schrieb er mit Kohle: Spiegel aus Venedig — alte Gobelins — rotmarmorner Kamin —, kurz, er möblierte sein Schloß königlich. Gleichzeitig legte er eine Ananaszucht an. Jede Frucht verkaufte er für fünf Franken, in Paris kostete sie zwanzig. Nur hatte er vergessen, Treibhäuser zu bauen, und hatte ganz der guten Sonne vertraut. Jede Ananas kostete ihn zwanzig Franken, trotzdem dauerte es einige Zeit, bis er an den Millionen, die mit seiner Zucht zu verdienen waren, verzweifelte. Werdet schätzt das Verdienst Balzacs aus seinen Werken auf mindestens eine halbe Million. Aber erst die Heirat mit der Gräfin Eva Hanska befreite ihn aus der Notlage. Er hatte sie 1833 als eine Frau von dreißig Jahren kennen gelernt und geliebt. Eva Hanska war verheiratet. Sie gab sich ihm erst, nachdem der Gatte tot war. 1848 fand in Straßburg die Verlobung statt. Im Februar 1850 kehrte Balzac mit einer Frau zurück, die alle Vorzüge vereinigte, die er an seinen schönsten Heldinnen rühmt. Die Zeit, da er bald als Löwe des Tages in goldverbrämter Karosse mit einem riesigen Kutscher auf dem Bock und einem winzigen Grom auf dem Rücksitz in die Oper fuhr, bald ohne einen Centime in der Tasche in den Straßen der dunkelsten Gegenden herum-

strolchte und als Viehhändler angesprochen wurde, die Zeit des Zufalls war vorüber.

Da starb er.

*

Zola hat in seinem Essai über Balzac behauptet, der große Revolutionär sei sich seiner historischen Bedeutung nicht bewußt gewesen. Er werde unkritisch und konfus, sobald er seine Zeit literarisch oder historisch werte. Ich lese den Artikel von Balzac über Stendhals „Chartreuse de Parme“ nach und finde, daß eine subtilere Analyse des Romans undenkbar ist, daß in diesem Aufsatz der ganze Roman vor den Augen des Lesers durchdacht, komponiert und noch einmal geschrieben wird. Aber, was noch wichtiger ist: ich finde eine literar-historische Wertung der Zeit von einer seltenen Klarheit und einer Richtigkeit, die die Entwicklung bestätigt hat. Balzac unterscheidet drei Arten Literaturen: I. Die Literatur der Bilder, zu der die Lyrik, das Epos und die Zwischenarten gehören, die von der bildlichen Betrachtung der Dinge abhängen. II. Die Literatur der Ideen: es gibt lebhaftere Charaktere, die die Eile lieben, die Bewegung, die Bestimmtheit, die Stöße, die Handlung, das Drama. Die Diskussionen ausweichen, die wenig Geschmack an Träumereien finden, und denen die Resultate gefallen. Zur ersten Klasse zählte er die Romantiker, zur zweiten die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, sowie alle, die ihre Traditionen pflegen. III. Balzac hält die Darstellung der modernen Gesellschaft mit der strengen Methode des 17. und 18. Jahrhunderts nicht für möglich. Natürlich genügten auch die Mittel der Romantiker nicht. Deshalb erklärte er sich für die Eklektische Literatur. Die Einführung des dramatischen Elementes, des Bildes, der Beschreibung, des Dialogs scheinen ihm in der modernen Literatur unumgänglich. Gil Blas ist ermüdend. Die Häufung der Ereignisse hat etwas Steriles. Die Idee, die eine Gestalt an-

nimmt, ist das höchste. Menschen, die Repräsentanten sind, durch die Fäden des Lebens bedeutungsvoll verbunden — die muß die moderne Literatur hervorbringen. Platon dialogisierte seine psychologische Moral. — In diesen Ausführungen ist die Methode Balzacs bewußt enthalten. Er hat sich den Romantikern und den Klassizisten bewußt widersetzt.

Und wirklich hat das Werk Balzacs alle Spezialitäten des Romans verschluckt. Er hat mit mächtiger Hand die Vergangenheit und die Mitwelt ausgeschöpft. Er vereinigt den historischen Roman, den Sittenroman, den Charakterroman. Prévost und Scott, Crébillon d. J. und Filding, Marivaux und Le Sage — er hat das Metall gemischt und die stärksten Bronzen gegossen, Standbilder von unendlicher Größe und geschichtlicher Bedeutung. Nach Balzac ist nicht ein Roman geschrieben worden, der nicht vom großen Strome abgeleitet schiene. Alle Leidenschaften haben ihr Epos im Werk Honorés de Balzac gefunden: der Wahnsinn des Geldes, der Krieg, die vielen erotischen Passionen und was man heute die „Sexuellen Zwischenstufen“ nennt (Vautrin, La fille aux yeux d'or, Sarrasine, Passion dans le désert), der wildeste Ehrgeiz, das Christustum der Vaterschaft“ (Père Goriot). Wir finden den verbrecherischen Uebermenschen in Vautrin, dem Napoleon des Bagno, der dem jungen Menschen, der emporkommen will, seine Philosophie entwickelt (und da haben wir die praktische Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts in kühner Verkürzung): „Sie sind zur Frau von Restaud gegangen, und dort haben Sie die Pariserin gerochen. An diesem Tag sind Sie mit einem Wort auf der Stirne zurückgekehrt, das ich wohl zu lesen verstand: Emporkommen! In die Menschenmenge muß man wie eine Kanonenkugel hineinfahren, oder man muß sich in sie wie eine Pest einschmuggeln. Ehrlichkeit dient zu nichts. Man weicht vor der Gewalt des Genies, man haßt es, man verleumdet es, weil es nimmt, ohne zu teilen; aber man gibt ihm nach, wenn es aushält; in einem Wort, man betet es auf den Knien an, wenn man es

nicht unter dem Schlamm hat begraben können. Aber die Korruption überwiegt, das Talent ist selten. Also ist die Korruption die Waffe der übergroßen Mehrheit, und überall werden Sie ihre Spitze fühlen. Sie werden Frauen, deren Männer 6000 Franken Gehalt haben, mehr als 10 000 Franken für ihre Toilette ausgeben sehn. Sie werden sehn, wie Beamte mit 7200 Franken Land erwerben. Sie werden sehn, wie Frauen sich prostituieren, um in den Wagen des Sohnes eines Pairs von Frankreich zu können, der in Longchamps in der Mitte der Allee fahren darf. So ist das Leben. Es ist nicht schöner als in der Küche; es stinkt ebenso, aber man muß sich die Hände beschmutzen, wenn man kochen will, verstehn sie es nur, sie gründlich zu waschen; das ist die ganze Moral unsrer Zeit. . . . Ich sehe in den Handlungen weiter nichts als Mittel und sehe nur das Ziel. . . . Sie wollen emporkommen? Gut. Ein schnell zusammengerafftes Vermögen ist das Problem, an dessen Lösung 50 000 junge Leute, die sich in Ihrer Lage befinden, arbeiten. . . . Sich hübsch genug finden, um in einem Frauenherzen des Faubourg Saint-Germain Hilfe und Schutz zu finden, um dem steifen Seil, auf dem man mit der Sicherheit des Seiltänzers schreiten muß, einen herrlichen Fußtritt zu versetzen, und wissen, daß man nicht fallen wird; schließlich in einer reizenden Frau die beste Balanzierstange gefunden haben.“ Alle Inkarnationen des Uebermenschen wie der verschiedenen Einfältigen, denen das Evangelium das Himmelreich verspricht — sie bevölkern mit ihren typischen Gesten, ihren Träumen und Taten das Werk Balzacs, sie sind so mit einander verbunden, daß ein Leben vom andern abhängt, daß der einzelne nur ein Glied der Gesellschaft ist, der langen Zeit, die Balzac in 3—5000 lebendigen Menschen auf die Beine gestellt hat. Die Frau ist nicht mehr die erste Person des Dramas, sie steht am zweiten Platz wie im Leben auch. Sie ist ein Mittel. Die große Entscheidung führt nicht sie herbei, aber der Mann, der sie gebraucht, die Idee, die ihn beherrscht, seine Leiden-

schaft, seine Tugend, sein großes Laster. Das Geld, die Wollust, der Geiz, der wissenschaftliche Spleen, die Tugend, die manchmal Berechnung, dann wieder hündische Anhänglichkeit, das Spekulieren auf die himmlische Belohnung und Furcht vor der Hölle ist — oder gütige Einfalt. Aber trotzdem hat Balzac die Pariserin entdeckt und geliebt. Er ordnete sie nur mit dem Takt des Künstlers der beherrschenden Idee des Ganzen unter. Bei ihm finden wir das Parfüm und das Spiel der Dessous, die Augen und die zarten Schmiegunen jener Gestalten, die bei Bourget, bei Barrès, bei allen Modernen wiederzufinden sind. Sie haben aus dem großen Werk Balzacs Spezialitäten gezogen. Barrès hat den Emporkömmling Rastignac sublimiert. Bourget hat die Nachfolge des Frauenarztes Honoré de Balzac angetreten und zugleich die Kundschaft übernommen. Hier ist ein Satz Sainte-Beuves aus dem Jahr 1834 — über Balzac: der Romancier Balzac ist ein Arzt, ein wenig verführerisch, ein Arzt für die Krankheiten der Haut und der Unterhaut, der Arzt geheimer lymphatischer Krankheiten — ein Ding zwischen Alibert und Cullerier. Er beherrscht geheime Künste, gewisse Handgriffe, wie sie die Geburtshelfer und die Magnetiseurs kennen. Viele, sogar ehrsame Frauen sind davon eingenommen. Früher hätte man ihn wegen Hexerei den Gerichten überantwortet.“ Balzac war kein Frauenarzt, eher ein heiterer Stier, der seine ganze Zeit im Sturm nahm. Heute sind sie alle Frauenärzte, gehn in englischen Ueberröcken und nehmen Parfüm. Balzac war sogar Aesthet. Viele seiner Wohnungen hätte Oskar Wilde ohne Anstand bezogen. Sie waren luxuriös nud raffiniert auf halbe und ganze Töne abgestimmt. In abgerissenen Kleidern fühlte sich Balzac noch immer wohl genug, um in die elegantesten Gesellschaften zu gehn — trotz der dicken Packschnüre, mit denen seine Halbschuhe gebunden waren, trotz der groben Wollstrümpfe und trotz ausgefranster Hosen. Er wandelte seine Zeit durch und hielt sich nicht auf. Der Naturalismus hat ihn für sich in Anspruch genommen, die My-

stiker fanden „Séraphita“, Strindberg hat ihm für die trüben pariser Tage des Inferno zu danken. Balzac hat die Franzosen mit Swedenborg bekannt gemacht. Der Koloss hat sogar Jules Verne sein Werkzeug abgeben müssen. Er hat die hastigen Schreie der Leidenschaft gekannt, die Extase und das Gebet. „Paris, dieser große rauchende Schanker auf beiden Seiten der Seine“ — er hat sein Gift mit vollen Lungen geatmet, ohne schwach zu werden. Die letzte Verderbtheit ward zur Größe gesteigert, seine Werke sind die dunkeln und die hellen Schilder menschlicher Größe. Er war selber groß, darum ward alles gesteigert, zum Symbol erhoben und durch die Größe gerechtfertigt. Sein Stil war die Sprache seiner Menschen, aber vom Zufälligen gereinigt — ein energisches Relief des Charakteristischen, Einzigigen und Typischen. Der Argot wird verwandt, um Kolorit zu geben, zugleich um die Menschen zu zeichnen, und dann, weil diese Worte ungemein geschaut sind, Srrachschopfung aus erster Hand. Die Zuhälter haben ihre Sprache, wie die Herzoginnen und wie die Kurtisanen die ihre. Sprache und Geste sind eins und untrennbar. Von der Hölle führt der Weg bis in den offenen Himmel. So schließt „Séraphita“: „Sie hörten die verschiedenen Teile des Unendlichen in einer lebenden Melodie, und jedesmal, wenn der Akkord wie ein unendliches Atmen anschwoll, verbeugten sich die Welten, von dieser e i n e n Bewegung hingerissen, gegen das ungeheure Wesen, das von seinem undurchdringlichen Mittelpelunkt aus alles hinausgehn und alles zu sich zurückkehren ließ. . . . Das Licht gebar die Melodie, die Melodie gebar das Licht, die Farben waren Licht und Melodie, die Bewegung war eine Zahl, die Worte hatte; alles war zugleich klingend, durchscheinend, bewegt; und indem alle Dinge sich durchdrangen, war die große Weite ohne jedes Hindernis und konnte von den Engeln durch die Tiefe des Unendlichen durchheilt werden. Dort war das Fest. Myriaden Engel kamen alle im selben Flug herbeigeeilt, ohne Wirrungen, alle gleich, alle verschieden, einfach wie die Rose auf dem Feld,

ungeheuer wie die Welten. Er sah sie weder kommen noch gehn; sie besäeten plötzlich das Unendliche mit ihrer Gegenwart, wie im unsichtbaren Aether die Sterne glänzen.“

*

1817 schrieb Lamennais den „Essai sur l'indifférence“, 1831—1842 hielt Auguste Comte seine „Cours de philosophie positive“. Pierre Leroux prägte das Wort *Sozialismus* als Protest gegen die *Romantik*. „Romantik“ wurde gleichbedeutend mit Egoismus und Dilettantismus. Um 1833 waren die Vorlesungen der Villemain, Guizot, Cousin schon Mode geworden. Die Renaissance der Wissenschaft brach an, und damals eignete sich auch Balzac das Wissen an, das seine Freunde und Feinde bestaunten. Daß in der Literatur damit etwas anzufangen sei, dachte keiner. Balzac allein erkannte den Wert der wissenschaftlichen Errungenschaften für den Roman, für die Sittenschilderung der Zeit, die „ein Drama mit einigen Tausend handelnden Personen“ ist. Er schrieb nicht nur in „La recherche de l'absolu“, die Geschichte des Gelehrten, den seine Wissenschaft voll und ganz besitzt, so sehr, daß er seine Familie vergißt und sein Vermögen verschwendet, um die Schwierigkeiten der Alchymie zu überwinden; aber das Problem der Alchymie selbst erzeugt die Spannung und verwirrt, es ist so interessant wie nur irgend ein Romanstoff — es hat bis heute nicht geruht, Strindberg und Huysmans haben es erneut und geklärt in unsre Tage getragen. Der Chemiker Berthelot hat das Grundgesetz der Alchymie bestätigt: daß es keine einfachen Körper gibt. Aber die „Recherche de l'absolu“ gibt mehr als einen neuen Romanstoff, der einen Umkreis menschlicher Gefühle faßt. Der Roman ist ein ganz modernes Drama, die Seelengeschichte eines neuen Menschengeschlechtes — Zeitgeschichte. Der wissenschaftliche Zug reißt in Stromschnellen und Wasserfällen durch die Gesellschaft; da ist der Kampf zwischen

Kapital und Ideal. Zwischen Leben und Lebensverleugnung — rein ökonomisch gesprochen. Da ist die Frau des Gelehrten, Madame Claës, die freudlos altert und Niederlage um Niederlage erleidet. Die Frau, die dem Tode trotzt, um sich den Mann wiederzugewinnen. Sie dringt in das Laboratorium des Gelehrten ein, als er gerade mit einem gefährlichen Experiment beschäftigt ist. Er springt auf, hebt sie auf seine Arme und stürzt hinaus, während hinter ihnen die Glassplitter fliegen und das Zimmer zusammenstürzt. An der Treppe setzt er sie nieder und keucht: „Die Heiligen haben dich retten wollen“ — der Atheist. Ist das nicht pure Menschlichkeit, Psychologie reinsten Schlages — wie sie die „psychologische Schule“ Bourget's, so anspruchsvoll sie sich gab, nie erreicht hat? Unauffällig, selbstverständlich, das atmende, handelnde Leben.

In Balzacs Romanen agierte eine wiedergeborene, tatenstarke und ehrgeizige Welt. Es dauerte keine zehn Jahre, da hatte die Menge sich in diesen Gestalten wiedergefunden. Balzac hatte der Vorsehung geholfen, er war das Bewußtsein, das Gehirn des Jahrhunderts. Neben der lauten Schöpfung dieser Zeit konnte die blaue Blume nicht länger mehr die großen Wege decken. Mit einem Krach fiel der poetische Krimskrams in die Rumpelkammer der Literaturgeschichte. Die Geschichte gab der Romantik den Fußtritt. 1843 fielen Hugos „Burgraves“ mit Begleitung einer Janitscharenmusik durch. Nun setzte die Reaktion ein. Es traf sich, daß die gute Sand die Geliebte des Pierre Leroux geworden war. Er verabreichte ihr seinen Sozialismus, und sie nahm ihn in starken Dosen ein. Von nun ab schrieb sie lieber als über das Recht zu lieben vom Volk, dem man sich zuwenden müsse, denn zwischen ihm und ihnen klaffe ein Abgrund, in den unsre Tränen vergeblich stürzen, weil sie ihn nicht füllen können. In solcher flüssigen Mischung kam der Sozialismus Leroux wieder zum Vorschein. Der alte Sandstil. Nur der Mann hatte gewechselt.

Der neue Geist beherrschte demnach schon die Einfältigsten; sie verstanden ihn einfältig. Sie nahmen Malz mit Eisen, weil es süß schmeckte. Es folgten rasch hintereinander: Frédéric Soulié — Eugène Sue — Scribe — Mérimée — Sandeau — Charles de Bernard. Scribe und Dumas im Schauspiel, die andern im Roman. Sie waren meist persönliche Freunde Balzacs, wenn sie ihn auch nicht liebten. Sie profitierten wenigstens von ihm. Sogar Vigny schrieb „La mort du Loup“, „La maison du berger“, „La bouteille à la mer“. Alle verleugneten sie die romantische Geburt. Nach dem Vorgehn der Soziologen du Maistre und Bonald betreten die Geschichtsschreiber den Kriegspfad: Lamartine in der „Historie des Girondins“, 1847, dann Michelet und Louis Blanc. Sainte-Beuve, der über Balzac moralisiert und in dem Balzac gewidmeten „Lundi“, diesmal mit wenig Talent, viel Gift verspritzt hatte, schwenkte mit Port-Royal ein. Auch bei ihm ist der Geschmack unverändert, aber die Methode ist verkehrt. Er will Naturgeschichte, ja, Physiologie schreiben. Zehn Jahre vorher war er über Balzac hergefallen, der sich zur Physiologie bekannte und ausgeführt hatte: die zoologischen Klassen resultieren aus ihren Verschiedenheiten (Grossfroy Saint-Hilaire), der Mensch ist ein einziger Typus, den die Umgebung bestimmt. Der Roman soll demnach von den Verschiedenheiten handeln, die die „Milieus“ bei den handelnden Personen erzeugen. Und die Rolle der Frau bestimmte er also: „Wenn Buffon einen Löwen malte, zeichnete er das Weibchen in wenigen Sätzen; während in der Gesellschaft die Frau nicht immer nur das Weibchen des Männchens ist. . . . Die soziale Gesellschaft kennt Zufälle, die sich die Natur nicht erlaubt, denn die Gesellschaft ist Natur + Gesellschaft. Die Beschreibung der sozialen Klassen ist dann wenigstens doppelt so breit als die der zoologischen Klassen, allein für die beiden Geschlechter.“ Aber auch nach Annahme der neuen Methode konnte Sainte-Beuve seinem Balzac nicht gerecht werden. Natürlich, jetzt durfte

er es erst recht nicht. Es war genug, daß Sainte-Beuve in seinem Alter ebenfalls Frauenarzt und „Physiologe“ geworden war.

Das letzte, was von Balzac zu sagen ist, sei: er hat sich nie an eine Theorie gehalten, er hat die Comédie Humaine geschrieben, ohne in eine Spezialität zu verfallen, einige tausend Menschen von Fleisch und Blut sind seiner Stirn entsprungen, er hat ihrer aller Leben gelebt. Ein kleiner Herrgott. Ihm gehörte die ganze Seele.

Berlin, Juni 1905.

René Schickele.

Bibliographie.

I. Die Werke von Balzac.

Die „Comédie Humaine“ umfaßt 97 Romane und Novellen, geschrieben in den Jahren 1827—1848. Balzac hat sie immer wieder umgearbeitet, geordnet, verbessert. Schließlich hat er folgende Einteilung des Riesenwerks festgesetzt:

Scènes de la vie privée.	Scènes de la vie militaire.
Scènes de la vie de province.	Scènes de la vie de campagne.
Scènes de la vie parisienne.	Etudes philosophiques.
Scènes de la vie politique.	Etudes analytiques.

Der Gedanke, seine Arbeiten unter einem gemeinsamen Titel zu vereinigen, war Balzac im Jahr 1831 gekommen. Er hatte zu dieser Zeit 12 anerkannte Bände geschrieben. Sie sollten alle „Studien über die Sitten im 19. Jahrhundert“ heißen und in Studien über das Leben in der Provinz, Studien über das Privatleben und Studien über das Pariser Leben zerfallen. Es dauerte nur kurze Zeit, und Balzac umfasste mit kindlichem Jubel und wachsender Kraft die kühne Architektur der Comédie Humaine. Diese Eingebung hatte den Erfolg, daß Balzac sich plötzlich aller seiner Freunde und Bekannten erinnerte und wie eine Bombe in die Salons und in die Mansarden schlug. Er strahlte, er drohte jeden Moment auszubrechen. Aber feierlich wie ein dörfischer Herold ahmte er mit seinem Stock den Tromm-

ler nach, brüllte ein herausforderndes Bum tara bum, solange, bis er die Gesellschaft um sich versammelt hatte. Dann hielt er inne und verkündete mit ernster Stimme: „Meine Freunde, ich bin wahrhaftig im Begriff, ein Genie zu werden“ — worauf er unter imaginären Trommelwirbeln abzog, um die Runde durch Paris fortzusetzen. Mit Ausnahme der Szenen aus dem militärischen Leben, die lückenhaft geblieben sind, war das Werk nach einundzwanzigjähriger Arbeit vollendet.

1827.	*	1831.
Les Chouans.		Mme. Firmiani.
		Le Réquisitionnaire.
1828.		L'Auberge rouge.
Caterine de Médicis.		Maître Cornélius.
		Les Proscrits.
1829.		Un Episode sous la Terreur.
La physiologie du mariage.		Jésus-Christ en Flandres.
Gloire et Malheur.		Le Médecin de Campagne.
Le bal des Sceaux.		
El verdugo.		1832.
La paix du ménage.		La Bourse.
		La femme abandonnée.
		La Grenadière.
1830.		Le Message.
La vendetta.		Les Maranna.
La femme de trente ans.		Louis Lambert.
Une double famille.		L'Illustre Gaudissart.
Etude de femme.		Le Colonel Chabert.
Le Père Gobseck.		Une Passion dans le désert.
Autre Etude de femme.		Le Chef-d'oeuvre inconnu.
La Grande Brétèche.		Le Curé de Tours.
Adieux.		
L'Elixir de longue vie.		1833.
Sarrazine.		Eugénie Grandet.
La Peau de chagrin.		Ferragus.

1833.
Le Père Goriot.
Contes drôlatiques, 1^{er} dixain.
1834.
Un Drame au bord de la mer.
La Duchesse Langeais.
La fille aux yeux d'or.
Balthazar Claës.
Contes drôlatiques, 2^e dixain.
1835.
Le Contrat de mariage.
Melmoth réconcilié.
Contes drôlatiques, 3^e dixain.
Séraphita.
1836.
Le Lys dans la vallée.
La Vieille Fille.
L'enfant maudit.
Facino Cane.
La Messe de l'Athée.
L'Interdiction.
1837.
Le Cabinet des antiques.
La Maison Nucingen.
Gambara.
Les Illusions perdues.
1838.
Une fille d'Eve.
La Femme supérieure.
César Birotteau.
1839.
Pierre Grassous.
Les Secrets de la Princesse de Cadignan.
Massimilio Doni.
Pierrette.
1840.
Z. Marcas.
La Revue parisienne.
1841.
Mémoires de deux jeunes mariées.
Ursule Mirouet.
Une Ténébreuse affaire.
L'Initié.
1842.
La Fausse Maîtresse.
Albert Savarus.
Un Début dans la vie.
Un Ménage de garçon, ou les deux frères.
1843.
Honorine.
Splendeurs et misères des courtisanes.
1844.
Béatrix.
Modeste Mignon.
Gaudissart II.
1845.
Un Prince de la bohème.
Esquisse d'homme d'affaires.

1845.	1846.
Revue de l'histoire contemporaine.	Les Parents pauvres.
Le curé de village.	1847.
1846.	Les Paysans.
Les Comédiens sans le savoir.	Paméla Giraud.
	Madame de la Chanterie.
	Posthum: Le député d'Arcis.

Theater:

- „Vautrin“ — gespielt im Theater der Porte-Saint-Martin.
 Die „Ressources de Quinola“ — im Odéon.
 „Mercadet“ — in der Comédie Française.
 „Le Roi des mendiants“ — „La Marâtre“.

Außerdem:

Sein Aufsätze in der „Chronique de Paris“, im „Musée des Familles“, in der „Mode“ und in andern Zeitungen; „Monographie de la presse“; „Petites misères de la vie conjugale“; „Théorie de la démarche“; „Les français peints par eux-mêmes“; „Petits Rentiers“; „Epicier“. Schließlich der erwähnte Brief Balzacs an Stendhal, der der französischen 2. Auflage der Chartreuse de Parme beigegeben ist.

II. Ueber Balzac.

Ueber sein Leben erfährt man am meisten aus seiner „Correspondance“, zu der Madame de Surville ein Vorwort geschrieben hat.

Madame de Surville: „Balzac, sa vie et ses oeuvres, d'après sa correspondance“. — Léon Gozlan: „Balzac en pentoufles.“ — Werdet: „Portrait intime de Balzac.“ — Théophile Gautier, sein Artikel im „Monsieur universel“, später als Buch erschienen. — Champfleury: „Grandes figures d'hier et aujourd'hui.“ — Biographisch am wertvollsten ist: Werdet: „Portrait intime.“

Kritisch haben geschrieben: v. a. Taine, „Nouveaux Essais de critique et d'histoire“. Etwas veraltet. Taine versucht, gewisse pariser Salons auf das Niveau Balzacs zu heben; was ihm viel Zeit kostet. — Emile Zola, „Le roman expérimental“. Programm. Analyse seiner „Correspondance“. — Julian Lemer, „Balzac, sa vie et son oeuvre“. Man erfährt zu seiner Verwunderung, daß Jules Janin am Todestage Balzacs ausgerufen hat: Man lese seine herrlichen Romane. Das zukünftige Frankreich wird stolz sein, ihn seinen Sohn zu nennen, das 19. Jahrhundert wird vor dem Namen des großen Balzac niederknien, wie das 16. Jahrhundert vor Robelais gekniet hat, das 17. vor Molière, das 18. vor Voltaire. Als ich das las, hatte ich eben einen Band Kritiken von Janin aus der Hand gelegt. Dieser Band enthielt eine Kritik der „Illusions perdues“, aus dem Monat Juli des Jahres 1839, in der ich einige Sätze angestrichen hatte. „Ein stilloses, ein verdienstloses, ein talentloses Buch“. Paul der Kock wird über Balzac gestellt, ob-

wohl zugegeben wird, daß sie viel gemeinsam haben. Was die Moral anlangt, so ist Balzac — ein Schwein! Der Vergleich Balzacs mit Scott wird eine Blasphemie genannt. Scotts Frauen sind „keusch und tugendhaft, wie anständige Mädchen sein sollen, ihre Leidenschaft ist still und verschwiegen, ihre Liebe ist redlich“. Während Balzacs Frauen . . . Merkwürdig.

In Deutschland haben über Balzac geschrieben: Eloesser und Hofmannsthal. Eloesser eine Plauderei, Hofmannsthal einen Dialog, der erklären soll, warum Balzac kein Drama schreiben konnte. Weil er die Charakteristik seiner Personen breit anzulegen liebte. Aber wieso denn? Der Charakter eines jeden Types springt mit dem ersten Satz, der ersten Geste in die Augen. Er hat einen ausgeprägten Sinn für den bildhaften Effekt und eine Psychologie der Geste ohnegleichen. Er klagte oft, daß ihm die Zeit fehle, die Theater zu besuchen und die Bühnentechnik zu studieren. „Marâtre“ ist beinah meisterhaft. Da Balzac keine Zeit fand, suchte er Gautier und Sandeau zu bewegen, den 1. und 2. Akt eines Dramas zu schreiben, dessen 3. Akt er gleichzeitig schreiben wollte, aber ohne den beiden Mitarbeitern auch nur den Stoff zu verraten. Er hatte eben keine Zeit zu langen Auseinandersetzungen.

Und dann hat er doch wahrhaftig genug geschrieben.

1. Die ersten Fehler.

Im Anfang des Monats April 1813 war ein Sonntag, dessen Morgen einen der schönen Tage versprach, an denen die Pariser zum erstenmal im Jahr das Pflaster ohne Schmutz und den Himmel ohne Wolken sehen. Noch vor Mittag bog ein prachtvolles mit zwei feurigen Pferden bespanntes Kabriolet aus der Rue de Castiglione in die Rue de Rivoli ein und hielt hinter mehreren Equipagen, mitten auf der Terrasse des Feuillants, vor dem eben geöffneten Gitter. Ein kränklicher alter Herr lenkte das geschmeidige Gefährt; man erkannte deutlich, daß ihn eine Unruhe festhielt; ergrauende Haare bedeckten noch notdürftig den Schädel, der gelb und vor der Zeit alt war. Er warf die Zügel dem Reitknecht zu, der zu Pferde folgte, und

stieg ab, um ein junges Mädchen in seine Arme zu nehmen, dessen zärtliche Schönheit die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf der Terrasse erregte. Die Kleine ließ sich wie selbstverständlich um die Taille fassen und legte ihre Arme um den Hals ihres Begleiters, der sie vorsichtig vom Trittbrett auf das Trottoir hob, ohne den Besatz ihres Kleides aus grünem Reps zu zerdrücken. Ein Liebhaber hätte nicht so große Sorgfalt bewiesen. Der Unbekannte mußte der Vater dieses Kindes sein, das, ohne ihm erst zu danken, vertraulich seinen Arm ergriff und ihn ohne weiteres in den Garten zog. Der alte Herr sah wohl die bewundernden Blicke und für einen Augenblick verlor sich die Traurigkeit von seinem Gesicht. Er begann zu lächeln.

„Man hält dich für meine Frau“, sagte er, richtete sich auf und schritt mit einer Langsamkeit weiter, die sie zur Verzweiflung brachte. Er wurde kokett für seine Tochter, und er genoß die Blicke der Neugierigen

mehr wie sie, deren kleinem, mit flohbraunen Halbstiefelchen bekleideten Fuß sie galten, dem prächtigen Wuchs, der durch das Kleid erst ganz hervortrat, und dem jungen Hals, den eine gestickte Krause nicht ganz verdecken konnte. Beim Gehen hob sich bisweilen der Rock ein wenig und man sah über den Stiefelchen, durch einen durchbrochenen Seidenstrumpf, die vollendete Rundung des Beines. Und mehr als ein Spaziergänger überholte das Paar, um das junge Gesicht, das einige Locken braunen Haares schmeichelnd umrahmten, zu bewundern oder wiederzusehen. Seine Weiße und sein Inkarnat hob der rosa Schatten des Taffets, mit dem der Hut gefüttert war, und die Ungeduld, die aus allen Zügen dieses hübschen Kindes sprühte. Die Augen waren länglich wie Mandeln; vollkommen gezogene Brauen wölbten sich über ihnen und lange Wimpern faßten sie ein. Das Leben und die Jugend ergossen ihre Schätze über dies so lebhafte Gesicht und die Brust, die schön war, trotz des Gürtels, den

man damals unterhalb des Busens trug. Unempfindlich für all die Blicke sah sie mit einer gewissen Angst nach den Tuileries hinüber.

Es war erst ein Viertel vor Zwölf. Und doch kehrten schon verschiedene Damen, die sich in Toilette hatten zeigen müssen, von dort zurück, mit unzufriedenen Mienen, als bedauerten sie, zu spät zu einem ersehnten Schauspiel gekommen zu sein. Einige Worte hatte die schöne Unbekannte aufgefangen, und sie wurde noch unruhiger. Der Greis beobachtete, mehr neugierig als spöttisch, die Zeichen der Ungeduld auf ihrem Gesicht und beobachtete es mit so großer Sorgfalt, daß man ruhig auf einen väterlichen Hintergedanken schließen konnte.

Dieser Sonntag war der dreizehnte des Jahres 1813. Zwei Tage später brach Napoleon zu jenem verhängnisvollen Feldzug auf, der die Niederlagen von Bessières und Duroc, die denkwürdigen Siege von Lützen und Bautzen, den Verrat der Oesterreicher, Sachsen, Bayern und Bernadottes, und zu-

letzt bei Leipzig die harte Entscheidung brachte. Die prachtvolle, vom Kaiser abgenommene Parade sollte die letzte von allen sein, die so lange die Bewunderung der Pariser und der Fremden gewesen. Und die alte Garde sollte zum letzten Mal die so bewährten Manöver ausführen, deren Glanz und Schlagfertigkeit bisweilen den Riesen selbst entzücken konnten, ihn, der sich damals zu seinem Waffengang mit ganz Europa anschickte. Und jeder schien die Zukunft zu ahnen, fühlte vielleicht, daß sich noch mehr als einmal, nach späten Jahren, die Phantasie das Bild dieses Tages zurückrufen werde.

„Wollen wir nicht ein wenig schneller gehen, lieber Vater?“ sagte das junge Mädchen schelmisch, und zog den Greis vorwärts. — „Ich höre die Trommler.“

„Es sind die Truppen, die in die Tuileries einziehen“, beruhigte er.

„Oder schon vorbeimarschieren. . . . Alles kommt schon zurück“, entgegnete sie in ihrem kindlichen Schmerz.

„Sie fängt erst um halb eins an.“ Er ging fast hinter seiner Tochter.

Unter dem Säulengang des Pavillons, von dem die Trikolore wehte, befahlen die Schildwachen: Der Durchgang ist nicht mehr gestattet. — Die Kleine hob sich auf die Fußspitzen und sah eine Menge geputzter Frauen, dichtgedrängt auf beiden Seiten der alten Marmorarkade, aus der der Kaiser kommen mußte.

„Nun siehst du es, Vater, wir sind zu spät aufgebrochen.“ Ihr ärgerliches Gesicht verriet, wie viel ihr daran gelegen war, diese Revue nicht zu verfehlen.

„Dann laß uns wieder gehen, Julie.“

„Bleiben wir doch, Papa. Auch von hier kann ich noch den Kaiser sehen; wenn er vom Feldzug nicht mehr zurückkehrte, hätte ich ihn nie gesehen.“

Der Vater zitterte, als er ihre unbedachten Worte vernahm. Plötzlich errötete Julie und stieß einen Schrei aus, den die Schildwachen und der Vater nicht begriffen. Ein Offizier

wandte sich lebhaft, trat heran, erkannte das junge Mädchen, das ihm vorhin die großen Bärenmützen der Grenadiere verborgen hatten, und nahm augenblicklich, für sie und den Vater, seinen eigenen Befehl zurück. Um das Murren der eleganten Menge kümmerte er sich nicht und zog die Kleine, die selig war, an sich.

„Ich wundere mich nicht mehr über ihre Hast und ihren Zorn, da d u hier Dienst hast“, sagte der alte Herr ernsthaft und spottend.

„Herr Herzog, wenn Sie einen guten Platz wünschen, wollen wir die Zeit nicht mit Plaudern verlieren. Der Kaiser wartet nicht gern und ich habe Befehl vom Großmarschall, ihn zu benachrichtigen.“ Er nahm mit einer gewissen Vertraulichkeit Julies Arm und zog sie schnell nach dem Karusell fort. Die Kette der Wachen, die dem Kaiser und seinem Stab den Durchgang frei zu halten hatte, fand viel Mühe, den summenden Bienenschwarm der Menge auf dem engen Schloßhof zurückzuhalten.

„Es wird also sehr schön werden?“ fragte Julie lächelnd.

„Geben Sie um Gotteswillen acht“, schrie der Offizier, ergriff sie um die Taille und trug sie, stark und gewandt, bis an eine sichere Säule: sie war dem Schimmel zu nahe gekommen, den Napoleons Mameluck am Zügel hielt, zehn Schritt hinter den Pferden, die für die Begleitung des Kaisers bestimmt waren. Der Sattel war aus grünem Sammet mit Gold.

Der junge Mann brachte Vater und Tochter an den ersten Prellstein rechts, vor aller Menge, und empfahl sie durch ein Zeichen zwei alten Grenadieren, zwischen denen sie standen. Statt des Schreckens von eben lag nun Glück und Freude auf seinem Gesicht; Julie hatte ihm geheimnisvoll die Hand gedrückt, vielleicht aus Dank, vielleicht aus Freude, ihn endlich wiederzusehen. Als sie selbst den Vater ansah, so, wie ein Schüler, der ein schlechtes Gewissen hat, lächelte er wohlwollend und aufgelegt, aber sein durchdringender Blick war dem Offizier bis unter

die Arkade gefolgt und nichts in dieser Szene von eines Augenblickes Dauer war ihm entgangen.

„Welch ein Schauspiel, mein Vater“, sagte Julie leise und drückte seine Hand. Die Regimenter der alten Garde füllten den weiten Platz zwischen den Tuileries und dem Gitter und bildeten dem Palast gegenüber blaue Linien, imposant und zehn Glieder tief. Draußen vor der Umfriedigung standen, auch in parallelen Ketten, mehrere Infanterie- und Kavallerieregimenter, zum Einmarsch unter dem Triumphbogen bereit, der die Mitte des Gitters bildet und auf dem damals die herrlichen Pferde aus Venedig standen. Die Musik unter den Galerien des Louvre war von den diensttuenden polnischen Lanciers verdeckt. Die symmetrischen Massen auf dem mit Sand bestreuten Viereck fingen die Strahlen der Sonne mit den Bajonetten auf, und die dreieckigen Spitzen schillerten voll Feuer; die Luft strich wie eine Welle durch die Federbüsche. Die alten Truppen, stumm und

herrlich, zeigten tausende von Farben, mit all den verschiedenen Uniformen, Aufschlägen, Waffen und Achselstücken. Die hohen, majestätischen Bauten rahmten ein ungeheures Gemälde ein, das wie eine Miniatur eines Schlachtfeldes war, und i h r e Starrheit war es, die Offiziere und Soldaten umfassen hatte. Verschwendend warf die Frühlingssonne Fluten des Lichts auf die weißen Mauern von gestern und auf die aus ferneren Jahrhunderten, beschien voll die ungezählten, verbrannten Gesichter, die jedes von bestanden Gefahren berichteten und kommende ernst erwarteten. Dann, hinter den Massen von Silber, Purpur und Gold, sah man die dreifarbigen Fähnchen an den Lanzen von sechs polnischen Reitern, die zwischen den Truppen und den Zuschauern, die sie zurückzuhalten hatten, unermüdlich galoppierten. Ohne sie glaubte man sich am Schloß der Fee im schlafenden Walde. Der Wind, der über die Bärenmützen strich, das dumpfe Murmeln der Menge verzuckten kraftlos und

die Starrheit der Soldaten blieb. Aber eine unbeschreibliche Begeisterung war in dem geduldigen Ausharren der Menge. Frankreich brachte dem Kaiser den Gruß des Abschieds, vor einem Feldzug, um dessen Gefahren der Geringste wußte. Um Sein oder Nichtsein ging es diesmal für das Kaiserreich. Und die Feindseligsten richteten heute heiße Wünsche zum Himmel; die des Kampfes gegen ganz Europa Müden vergaßen ihren Haß, als sie unter dem Triumphbogen durchmarschierten: dieses Mal war Napoleons Gefahr die Sache Frankreichs selbst.

Vom Schlosse schlug die Uhr jetzt halb. Das Gemurmel schwieg und die Stille ward so tief, daß die Stimme eines Kindes über den Platz gedrungen wäre. Vom Säulengang des Schlosses hallte Sporentritt und Degenklirren. Ein untersetzter Mann, ziemlich fett, in grüner Uniform, weißer Hose und Reiterstiefeln trat heraus, den Dreimaster aufbehaltend; der war grotesk und imposant

wie der Mann. Das breite rote Band der Ehrenlegion floß über die Brust, an der Seite hing ein kleiner Degen. Der Mann war allen, an jeder Stelle, auf einmal sichtbar. Die Trommeln rasselten, die Kapellen begannen ein Motiv, dessen kriegerischen Klang die Instrumente alle aufnahmen: die Seelen zitterten, die Fahnen schwenkten, die Soldaten präsentierten, ein Ruck von allen Linien. Kommandoworte gingen von Trupp zu Trupp, und die Menge rief: „Es lebe der Kaiser.“ — Napoleon stieg zu Pferd. Und diese Bewegung gab allem Bewegung, und sie marschierten auf, die starren Massen, die Instrumente, Adler und Fahnen. Es war nichts Menschliches mehr, eine Phantasie, Abglanz einer göttlichen Gewalt, oder ein Bild, flüchtig wie dieser Königstraum. Und der Mann, dem alles galt, hielt drei Schritte von seinem leuchtenden Gefolge und sein Gesicht war regungslos.

Julie, die einen Augenblick nur den starren Kaiser und die blauen, grünen und roten Trup-

pen gesehen hatte, hatte nun, während der rapiden und gleichmäßigen Manöver des Aufmarsches, nur noch wieder Augen für den jungen Offizier, der unausgesetzt von den Truppen zum Kaiser galoppierte. Er ritt einen schwarzen Hengst und die himmelblaue Uniform der Ordonnanzoffiziere, die er trug, leuchtete aus den anderen bunten hervor. Ihre Stickereien blitzten so lebhaft in der Sonne und der Federbusch empfing von ihnen einen so starken Schimmer, daß er wie ein Irrwisch, eine sichtbare Seele erschien, die der Kaiser bei sich hatte, um diese Bataillone zu beseelen, deren wogende Waffen Flammen sprühten, sobald sie sich auf einen Wink seiner Augen auseinanderzogen, neu vereinten, bewegten, standen.

Der Oberst Victor d'Aiglemont, kaum 30 Jahre alt, war wohlgebaut und schlank; sein Gesicht, männlich und gebräunt und von jener braungelben, eigenen Farbe, die auf außerordentliche Energie schließen läßt, bot den Typus dar, den heute der Künstler sucht,

wenn er einen der Helden des kaiserlichen Frankreichs darstellen will. Victor hing gänzlich an den Blicken des Kaisers, und als Julie das sah, empfand sie einen Augenblick eine Eifersucht. Plötzlich spricht der Monarch einen Befehl, Victor gibt dem Pferd die Sporen, aber der auf den Sand fallende Schatten eines Prellsteines erschreckt das Tier, es bäumt, und der Reiter drohte zu stürzen. . . . Julie offenbarte ihrem Vater alles, wie sie schrie, sich an ihn klammerte, durch den gekrampften Druck der Finger, den Glanz der feuchten Augen, leidenschaftlichste Erregung, als sie mit dem zurückkehrenden Offizier einen Blick vollkommener Einheit tauschte. Aber ihr Vater mußte Schicksalvolles von der Zukunft fürchten, denn sein Gesicht nahm einen immer finsteren Ausdruck an. Rauh zog er sie in den Tuileriengarten fort.

„Auf dem Karussell sind noch Regimenter, Papa, die aufmarschieren sollen.“

„Nein, mein Kind, alle Truppen defilieren

schon.“ Und als sie nochmals widersprach: „Trotzdem, aber, siehst du, ich fühle mich schwach und ich will nicht länger bleiben.“ Hätte sie die Unruhe und Niedergeschlagenheit auf seinem Gesicht gesehen, hätte sie ihm geglaubt, so aber fragte sie abwesend und voll anderer Gedanken:

„Leidest du wieder sehr, lieber Vater?“

„Ist nicht jeder Tag eine Gnade für mich?“

„O, du gibst mir wieder diese Angst und sprichst von deinem Tod! Ich war doch so froh! Wirst du wohl diese häßlichen, schwarzen Gedanken vertreiben!“

„Mein Gott, ihr bösen, verzogenen Kinder! So grausam sind oft die besten Herzen. Wir geben euch unser Leben, unsere Sorgen, alles, und ihr nehmt es sorglos hin. Und am Ende kommt ein Fremder, ein Geliebter, ein Gatte, und wir sind so eifersüchtig auf euer Lächeln, das Almosen eurer Liebe, mein Kind!“

Erstaunt sah sie den Vater an, und traf seinen glanzlosen Blick.

„Ihr verbergt euch vor uns, vielleicht vor euch selber.“ Sie wurde rot. „Ich meine, Julie, daß du Geheimnisse vor mir hast. Du liebst. O, ich hoffte, du würdest deinem altgewordenen Vater bis zu seinem Tode treu bleiben. Und nun, siehst du, kann ich nicht einmal mit dem Glauben sterben, daß du glücklich werden wirst, denn du liebst noch mehr den Obersten als den Vetter.“

„Warum sollte es mir verboten sein, ihn zu lieben?“ sagte sie lebhaft und neugierig.

„Meine Julie, du würdest mich nicht verstehen.“

„O, bitte, sprich nur“, antwortete sie mit einem unwillkürlichen Ton von Widerpenstigkeit.

„Gut, mein Kind, höre. Junge Mädchen erdenken oft ideale, entzückende Bilder von den Männern, den Gefühlen und der Welt. Und diese Vollkommenheit legen sie ohne weiteres irgend einem Charakter bei. Und dann, später. . . . Julie, lieber würde ich hören, daß du dich in einen Greis verliebt

hast als in Victor. Ich kenne Victor; seine Fröhlichkeit ist eine Fröhlichkeit ohne Geist, eine Fröhlichkeit der Kaserne; er ist ohne Talent und ein Verschwender. Einer von den Männern, die der Himmel dazu schuf, vier Mahlzeiten einzunehmen und zu verdauen, die erste beste zu lieben und sich zu duellieren. Sein gutes Herz, denn er hat ein gutes Herz, wird ihn vielleicht dazu hinreißen, einem Unglücklichen seine Börse zu geben, aber er kennt die Vornehmheit des Herzens nicht, die uns freiwillig zu Sklaven werden läßt, um des Glückes einer Frau willen; aber er, er ist unwissend und egoistisch. Und er hat noch viele Aber.“

„Und doch, Vater, muß er Geist haben, um Oberst geworden zu sein.“

„Er wird es ewig bleiben. Ich habe noch keinen gefunden, der mir deiner würdig erschien.“ Er sagte es mit Enthusiasmus, blieb stehen, sah sie an und: „O, du bist noch so jung, so schwach, zu zart für die Ehe. D'Aiglemont ist von seinen Eltern verzogen

worden wie du von deiner Mutter und mir. Und du wirst Opfer oder Tyrann werden, und das eine bringt wie das andere die gleiche Summe von Unglück in das Leben einer Frau. Aber du bist sanft und bescheiden, du wirst dich beugen. Victor wird deine naive, junge Seele zerstören; ich kenne die Soldaten, Kind.“

„Willst du mich denn deinetwegen, nicht meinerwegen verheiraten?“ fragte sie, halb ernst, halb scherzend.

„Dich um meinerwillen verheiraten? Den du bald nie mehr hören wirst! Aber ich sah immer, daß Kinder die Opfer, die die Eltern ihnen bringen, einem persönlichen Gefühl zuschreiben. Heirate Victor, meine Julie. Eines Tages wirst du bitter weinen, über seine Nichtigkeit, seinen Mangel an Ordnung, seinen Egoismus, seine Unvornehmheit und tausendfachen Kummer.“

Er schwieg, er hatte sie überrascht, die trotzig den Kopf zurückwarf. Dann aber, während sie zum Gitter gingen, prüfte sie

verstohlen das Gesicht des Vaters und der tiefe Schmerz seiner gebeugten Stirn gab ihr einen lebhaften Eindruck.

„Ich verspreche dir, Vater,“ sagte sie sanft und erregt, „mit dir nicht eher von Victor mehr zu sprechen, bevor du von deinen Vorurteilen gegen ihn zurückgekommen bist.“

Zwei Tränen rannen seine gefurchten Wangen hinab. Er konnte Julie nicht vor den Leuten küssen, aber er drückte zärtlich ihre Hand. Als er in den Wagen stieg, waren all die kummervollen Gedanken verschwunden.

Fast ein Jahr darnach rollte eine Kalesche auf der Straße von Amboise nach Tours. Als der Wagen den grünen Dom der Nußbäume, unter denen die Post zu La Frilliere versteckt lag, verließ, ward er mit solcher Schnelligkeit von vier Pferden fortgeführt, daß er in einem Augenblick zur Brücke ge-

langte, wo die Cise in die Loire mündet, und anhalten mußte; ein Strang war gerissen. So fanden die beiden Insassen beim Erwachen Muße, eine der schönsten Landschaften an den Ufern der Loire zu betrachten, die so verführerisch sind. Zur Rechten umarmte der Blick die Windungen der Cise, die durch Frühjahrsweiden von den Farben des Smaragds, eine Silberschlange, zieht. Zur Linken lag die Loire in ganzer, morgendlicher Pracht. Zahllose Wirbel strahlten auf dem weiten Spiegel des majestätischen Flusses. Da und dort folgten auf den Flächen der Wasser grüne Inselchen, Ketten eines smaragdnen Halsbandes. Drüben entfalteten die herrlichsten Gefilde der Touraine ihre Schätze, und das Auge fand kein Ende. Und hinten stieg, ein Venedig, Tours aus dem Schoß der Flut; die Glockentürme der alten Kathedrale stießen wie zwei Campanile in die Lüfte und verloren sich in den phantastischen Gebilden hellbleichen Gewölks.

Aber von der Brücke bis nach Tours stand,

wie eine Laune der Natur, um den Fluß einzuzwängen, eine Wand von ununterbrochenen Felsen. An der Brücke sprangen sie zu einem Winkel zurück und dort, in die Schluchten und Höhlungen war das Dorf Vouvray eingeneset. Eine Bevölkerung von Winzern bewohnt die erschreckenden Krümmungen dieser zerrissenen Hügel. An mehr als einer Stelle gibt es dreistöckige Häuser; jede Etage ist aus dem Felsen gehöhlt und mit den anderen durch gefährliche Stufen im Steine selbst verbunden. Auf der Höhe des Daches lief gerade ein Mädchen im roten Unterrocke in ihren Garten. Der Rauch eines Kamins verzog zwischen den sprießenden Ranken eines Weinstocks. Häusler bestellten senkrechte Felder; auf einem herabgestürzten Felsblock drehte eine alte Frau ihr Spinnrad und unter den Blüten eines Mandelbaums; die Hämmer der Küfer hallten in den Gewölben der luftigen Keller. Ueberall ist die Erde bebaut, überall voll Fruchtbarkeit. Ein Bild das Ganze, das man nie vergißt, und hat ein

Poet sich an ihm erfreut, so bauen seine Träume oft die fabulierenden Umriss, die romantischen Perspektiven wieder auf.

Weiße Segel tauchten zwischen den Inseln auf und waren eine neue Harmonie inmitten dieses harmonischen Stückes der Erde. Die Weiden an den Ufern mischten ihren durchdringenden Duft mit dem feuchten der Brise, die am Morgen wehte; Vögel trugen ihre girrenden Konzerte vor, und eintönig gesellte sich der melancholische Gesang eines Ziegenhirten; doch die lauten Rufe der Bootsleute kündeten von einem fernen Leben. Linde Düfte, phantastisch um die zerstreuten Bäume im weiten Lande flatternd, gaben einen letzten Reiz. Es war die Touraine in aller Herrlichkeit, der Frühling in seinem ganzen Glanz. Und in diesem Augenblick der einzige Teil des Landes, über dem Frieden lag.

Sofort, als der Wagen hielt, war ein ungeduldiger Soldat herausgesprungen, wie um den Kutscher zur Rede zu stellen. Die Geschicklichkeit, mit der der Tourainer den

Strang flicke, beruhigte den Obersten d'Aiglemont. Er reckte die Arme, gähnte und legte die Hand auf den Arm einer jungen Frau, die sorgsam in einen Wildpelz gehüllt war.

„Julie, wache doch auf und betrachte die Gegend! Sie ist herrlich.“

Sie beugte den Kopf heraus. Eine Marderkapuze diente ihr als Kopfbedeckung, die Falten des Pelzmantels verhüllten sie völlig. Julie d'Aiglemont glich bereits nicht mehr dem jungen Mädchen von damals. Ihr Gesicht, immer noch so zart, hatte die rosigen Farben mit dem reichen Glanz verloren. In seinem matten Weiß brannten die Augen mit unnatürlichem Feuer, aber unter den Lidern lagen violette Schatten auf den ermüdeten Wangen. Ohne Teilnahme glitt ihr Blick über die Felder und Inseln, und wieder tief aus dem Wagen heraus, sagte sie mit einer Stimme, die in der freien Luft von äußerster Schwäche war:

„Ja, est ist bewundernswert.“ Sie hatte,

wie man sieht, zu ihrem Unglück über den Vater triumphiert.

„Julie, würdest du hier nicht gern leben wollen?“

„O, hier oder anderswo.“

„Bist du unwohl?“

„Gar nicht“, wehrte sie in momentaner Lebhaftigkeit. Ihn anlächelnd fügte sie hinzu:

„Ich möchte schlafen.“

Der Galopp eines Pferdes hallte plötzlich wider. Victor ließ ihre Hand frei und sah zurück. Sobald er sie nicht mehr ansah, schwand ihre fröhliche Miene wie ein erlöschtes Licht.

„Es ist ein Engländer“, sagte der Oberst. Ein junger Mann auf kostbarem Pferd brach aus einem Wäldchen von Pappeln und blühendem Weißdorn. Er war wie viele, gerade auf einer Kontinentreise, als Napoleon zur Strafe für die Verletzung des Vertrags von Amiens durch das Kabinett in Saint James alle Engländer gefangen erklärte; die

meisten hatten ihren Aufenthalt hier in der Touraine angewiesen erhalten, und diesen hatte ein Befehl dem Klima von Montpellier entrissen, wo er die Heilung eines Brustleidens suchte.

„Alle diese Engländer sind unverschämt, als ob die Erde ihnen gehörte“, meinte der Oberst, denn jener wandte, sobald er einen Soldaten erkannte, rasch den Kopf nach den Wiesen der Cise. „Aber glücklicherweise wird ihnen Soult gründliche Hiebe erteilen.“

Der Gefangene blickte in die Kutsche, als er vorüberritt. Es gibt Männer, die schon mächtig erregt werden, wenn sie eine Frau leiden sehen; der Schmerz scheint ihnen wie eine Verheißung von Treue und Liebe. Julie achtete weder auf das Pferd noch auf den Reiter. Der Strang war ausgebessert, der Graf stieg ein und der Postillon wollte die Versäumnis einholen.

„Was will denn dieser durchscheinende Mylord von uns?“ Denn er streckte den Kopf zum Schlag heraus und sah, daß jener

ihnen folgte, ja, neben ihnen ritt. Aber da er kein Gebot der Höflichkeit verletzte, wenn er auf dem Damm spazieren ritt, lehnte sich der Oberst in seine Ecke zurück, in der er sich mit einem drohenden Blick auf den Engländer begnügen mußte. Allein es war ihm keineswegs die Schönheit des Pferdes und die Grazie dessen entgangen, der es ritt; er hatte eines der britannischen Gesichter, deren Haut so zart und weiß ist, daß man an den Körper eines Mädchens denkt. — Der Oberst schief ein und ohne ein einziges Wort zu einander gesprochen zu haben, langten die Gatten in Tours an und hielten vor dem Hotel, in dem die alte Marquise de Listomère-Landon wohnte. Zu ihr, seiner Verwandten, brachte Victor seine junge Frau, den Auftrag des Kaisers benutzend, der ihn gerade mit einer Botschaft an Soult nach Navarra schickte.

Die Marquise war eine jener schönen alten Damen mit blassem Teint und weißen Haaren, die ein feines Lächeln haben, eine Haube von

unbekannter Mode tragen und die man sich immer noch im Reifrock vorstellt. Die Porträts von Siebzigjährigen aus den Zeiten Ludwigs XV. gehen fast stets zu Herzen, als ob sie noch immer liebten; sie sind weniger fromm als frömmelnd und weniger frömmelnd als es den Anschein hat; beständig duftet es um sie nach Puder, sie erzählen gut, plaudern noch besser und lachen mehr über ein Andenken als einen Scherz. Die Gegenwart mißfällt ihnen. Sie hatte sofort nach der ersten Begrüßung ein Frühstück für ihre beiden Gäste bestellt, aber Victor hatte nur soviel Zeit, als die Post brauchte, um die Pferde zu wechseln. Er nahm sofort wieder Abschied von Julie und folgte dem Auftrag seines Kaisers. Der Wagen verschwand.

„Du liebst meinen armen Victor sehr?“ begann die Marquise.

„Muß man wohl nicht einen Mann lieben, um ihn zu heiraten?“ Sie sprach das mit dem Ton einer Naivität aus, die ein reines

Herz oder tiefe Mysterien verriet. Eine Frau, die die Freundin Duclos und des Marschalls Richelieu gewesen, mußte das Geheimnis dieses jungen Hausstandes zu erraten suchen. Die Augen der Gräfin drückten keine Liebe aus, wie die Marquise sie verstand. Die gute Dame war eine Provinzalin und ihre Leidenschaften waren lebhafter Natur gewesen. Und bereits überdachte sie freudig, ihre Einsamkeit ließe sich vielleicht durch irgend eine geheime Liebschaft erheitern. Nach ein paar Tagen zweifelte sie nicht mehr daran, sehr vertraut mit der jungen Frau zu werden, die sie anfangs für scheu und albern gehalten hatte. Und ein Monat genügte, um eine ewige Freundschaft zwischen der Nichte und ihr, der reizenden koketten, alten Marquise zu begründen. Sie erriet, daß weder die Trauer um den Vater noch die Trennung von Victor der Grund der tiefen Melancholie waren, die einen Schleier über das Leben Juliens warf. Und eines Tages hatte sie ihren Hochzeitstag vollkommen vergessen, die Marquise durch

ihren mädchenhaften Unverstand rührend, die Reinheit ihres Fühlens, ihre unschuldige Kinderei — den ganzen fein empfindenden und bisweilen so tiefen Geist, der die jungen Mädchen in Frankreich auszeichnet: Die Marquise war entschlossen, ihr Geheimnis zu lösen. Die Nacht nahte, die beiden Damen saßen am Fenster, ein Herr ritt vorüber.

„Eines deiner Opfer, Julie!“ Diese gab ein unruhiges Staunen zu erkennen.

„Ein junger Engländer, Edelmann, der ehrenwerte Artur Ormond, ältester Sohn des Lord Grenville. Im Jahre 1802 kam er nach Montpellier, eines Brustleidens wegen, dem er zu erliegen drohte. Aus Zerstreuung begann er seine Krankheit zu studieren und hat sich schließlich in Anatomie und Chemie verliebt. Kurz, er hat selbst in den Augen der Professoren von Montpellier erstaunliche Fortschritte gemacht. Und das Studium hat ihn nicht bloß über seine Gefangenschaft getröstet, sondern auch gründlich geheilt. Er ist stolz wie ein Pfau, kennt hier niemand,

aber sicher hast du seine Eroberung gemacht, denn wahrscheinlich reitet er nicht meinetwegen zweimal täglich unter unseren Fenstern vorbei. . . . Sicher, er liebt dich.“

Die Gräfin erwachte wie durch einen Zauberstab. Aber ihre Gebärde und ihr Lächeln überraschte die Marquise. Statt diese instinktive Genugtuung zu verraten, die selbst die strengste Frau empfindet, wenn sie vernimmt, daß sie jemand unglücklich macht, wurde ihr Blick finster und kalt, ihr Gesicht drückte ein Gefühl von Unwillen aus, das an Abscheu grenzte. Die Marquise wußte, daß sie ihren Neffen nicht liebte, aber sie war sprachlos, als sie entdeckte, daß sie überhaupt niemand liebte. Sie zitterte, ein betrogenes Herz, eine junge Frau vor sich zu haben, der die Erfahrung eines Tages, vielleicht einer Nacht hingereicht hatte, um des Grafen Nichtigkeit zu erkennen.

Nachdenklich geworden, zog sich Julie früher als gewöhnlich zurück. Als ihre Kammerfrau sie entkleidet hatte, ließ sie sich vor

dem Kamin in einem Lehnstuhl aus gelbem Samt nieder, dem alttümlichen Möbel, das alle lieben, die Betrübten wie die Glücklichen. Sie weinte, seufzte auf, zog dann einen kleinen Tisch heran und begann zu schreiben. Die Stunden schwanden. Als es draußen zwei schlug, sah sie plötzlich ihre Tante vor sich, die sich gleichsam von den Tapeten losgelöst hatte. Sie setzte sich ohne Umstände neben sie und verschlang den angefangenen Brief.

„Schreibst du an deinen Mann?“

„Weiß ich denn, wo er ist?“

Die Marquise hatte, vorbedacht, ihr Lorgnon mitgenommen.

„Meine liebe Luisa, o, warum bittest du so oft um die Erfüllung des unklugen Versprechens, das sich zwei unwissende Mädchen ablegten? Wenn du mein Schweigen nicht verstanden hast, wirst du heute vielleicht den Grund ahnen, wenn du das Geheimnis vernimmst, das ich nun verraten soll. Ich hätte es auf ewig im tiefsten Herzen bewahrt, wenn du mir nicht deine bevorstehende Hochzeit

angekündigt hättest. Weißt du, wie ich zittre? Arme Kleine, verheirate dich; dann wird in wenigen Monaten einer deiner bittersten Schmerzen die Erinnerung an das sein, was wir waren, damals, an jenem Abend in Ecouen, als wir an die Stelle kamen, wo die beiden großen Eichen stehen. Wir betrachteten das schöne Tal unter uns und bewunderten auf ihm die Strahlen der untergehenden Sonne, deren Widerschein uns umspielte. Du fandest zuerst, daß diese ferne Sonne unsere ferne und goldene Zukunft sei. Wir waren sehr neugierig und sehr ausgelassen, damals. Wir umarmten uns und wir sagten, wir wollten es tun wie zwei Liebende. O, dieser Abend wird auch Dich einmal hoffnungslos machen, Luisa. Eben warst Du noch jung, schön, sorglos; ein Mann wird Dich nach wenigen Tagen zu dem machen, was ich bin, häßlich, leidend und alt. In einer kurzen Spanne Zeit ward meine Kindheit wie ein alter Traum. Mein Benehmen während des festlichen Tages, meines Hochzeitstages, war nicht frei von

Vorwürfen. Ich bezeigte eine Freude, die man ungeziemend fand und meine Reden verrieten noch fast mehr wie Mutwillen, eben da sie ganz ohne Mutwillen waren. Tausend Kindereien beging ich unter dem bräutlichen Schleier, in einer Fülle von Blumen. Als man mich am Abend im Zimmer allein gelassen hatte, ersann ich irgend eine Ausgelassenheit, mit der ich Victor necken wollte. Als mein Mann eintrat, als er mich suchte, ist das erstickte Lachen unter dem dichten Musselin heraus der letzte Ausbruch jener süßen Frohheit gewesen, die die Spiele unserer Kindheit beseligte. . . .“

Die Marquise legte den Brief langsam auf den Tisch, das Lorgnon daneben und sah mit ihren grünen Augen, deren Feuer noch im Alter ungeschwächt geblieben, Julie an.

„Kleine, eine verheiratete Frau kann so nicht an ein junges Mädchen schreiben, ohne die Schicklichkeit zu verletzen.“

„Ich fühlte es, während du lasest, und ich schämte mich.“

„Wenn bei Tisch ein Gericht dir nicht gefällt, wirst du es niemand verleiden,“ fuhr die Alte mit Bonhomie fort, „zumal da von Eva bis auf uns die Ehe eine ausgezeichnete Sache schien.“ Dann in anderem Ton: „Arme Waise!“ Julie zitterte und ein Freudenschauer trocknete ihre Tränen, als sie die Miene voll Güte auf diesem alten Gesicht sah. Als ihre Hände sich drückten, verstanden die zwei Frauen sich ganz.

„Deine Hände brennen. Sind sie immer so?“

„Seit sieben oder acht Tagen hat das Fieber mich nicht mehr verlassen.“

„Und du verbargst es mir!“

„Ich kannte es schon seit einem Jahr“, sagte da Julie mit einer so schamvollen Scheuheit.

„Und deine Ehe war, du arme, nichts als ein einziges Weh?“ Eine hoffnungslose Geste verriet der Fragerin alles. „Sag, bist du ganz unglücklich?“

„Nein, Tante. Victor liebt mich abgöttisch, und ich bete ihn an, er ist so gut.“

„Du liebst ihn, aber du fliehst ihn, das ist es, nicht?“

„Ja . . . manchmal. . . . Er sucht mich . . . zu oft.“

„Fühlst du dich nicht oft, wenn du allein bist, aufgeregt, aus Furcht, er könnte dich überfallen?“ erläuterte die Marquise.

„O, Tante. . . . Ja. Aber ich liebe ihn, gewiß, gewiß.“

„Und machst du dir nicht im Stillen selbst Vorwürfe, daß du seine Liebesfreuden nicht begreifst und nicht teilen kannst? Und manchmal denkst du, die gesetzliche Liebe sei härter zu ertragen als eine sträfliche Leidenschaft?“

„Ich leide und ich schäme mich zu leiden, wenn ich Victor über das glücklich sehe, was mich tötet.“ Sie weinte, als sie das sagte.

„Kindereien, Nichtigkeiten sind das alles“, rief die andere und ihr vertrocknetes Gesicht lebte in einem fröhlichen Lachen auf. Wiederschein der Freuden ihrer Jugend.

„O, auch du lachst“, sagte verzweiflungsvoll die junge Frau.

„Ich war gerade so“, tröstete prompt die Marquise. „Aber, nicht wahr, du betest Victor an und du wärest doch lieber seine Schwester als seine Frau, und die Ehe gefällt dir gar nicht? . . . Du hast recht, liebstes Kind, in all dem liegt nichts Heiteres. Aber ich will dich unter meinen Schutz nehmen, als ob meine Erfahrung nicht die harmlose Ursache deines Elends erraten könnte! Mein teurer Neffe verdiente sein Glück gar nicht, der Dummkopf. In den Zeiten unseres vielgeliebten fünfzehnten Ludwig hätte eine junge Frau in deiner Lage bald ihren Gatten bestraft, indem sie sich wie ein wahrer Landsknecht aufgeführt hätte. Der Egoist! Die Soldaten dieses kaiserlichen Tyrannen sind alle elende Ignoranten, sie halten Brutalität für Galanterie und meinen, der Tod, der sie am nächsten Tag erwarten kann, enthebe sie aller Rücksicht auf euch. Liebste Nichte, ich werde dich anweisen.“

Glücklich, eine Freundin, eine Mutter gefunden zu haben, schlief Julie ein. Am nächsten Tag errötete sie, als die Blicke des vorüberreitenden Insulaners sie mit einem eignen Ausdruck trafen. Aber nach Tisch erschien plötzlich Victors Kammerdiener. Er überbrachte auf Schleichwegen einen Brief. D'Aiglemont hatte Napoleon verlassen und meldete seiner Frau den Sturz des Kaiserreichs, die Einnahme von Paris und die Begeisterung, die allenthalben für die Bourbonen durchbreche. Da er jedoch nicht wußte, wie er nach Tours durchkommen sollte, bat er, sie solle in höchster Eile nach Orléans aufbrechen, wo er, mit Pässen versehen, mit ihr zusammenzutreffen hoffte.

„Warum könntest du nicht mit uns nach Paris gehen?“ sagte sie beim Abschied zur Tante. „Jetzt, wo die Bourbonen wieder . . .“

„Kleine, ich wäre auch ohne diese unverhoffte Wendung hingegangen. Mein guter Rat ist euch zu unentbehrlich, Victor und dir. Ich lasse sofort alles vorbereiten.“

Julie reiste mit ihrer Kammerfrau und Victors Diener ab. Als sie nachts auf einer Poststation vor Blois ankam, neigte sie sich unruhig zum Schlag hinaus, denn seit Amboise hörte sie ein Fuhrwerk hinter sich nachrollen. Im hellen Mondschein nahm sie Artur wahr, der drei Schritte entfernt, ihren Wagen anstarrte. Die Blicke begegneten sich. Sie warf sich heftig zurück und zitterte vor Furcht. Wie die meisten unschuldigen Frauen sah sie in einer, einem Mann, wenn auch unabsichtlich, eingeflößten Liebe eine Schuld; und sie empfand einen Schrecken einem so kühnen Angriff gegenüber. Eine der stärksten Waffen des Mannes ist diese furchtbare Macht, eine Frau dazu zwingen, daß sie sich mit ihm beschäftigt.

„Aber, wenn er mich gar nicht liebte?“ schloß sie ihre Gedanken ab. In Orléans wurde ihre Kutsche von den Preußen angehalten, in den Hof eines Gasthauses geführt und bewacht. Ungefähr zwei Stunden blieb sie weinend als Gefangene unter den Soldaten, die

rauchten, lachten und sie bisweilen mit frecher Neugier musterten. Aber plötzlich traten sie mit straffen Mienen zurück und sie vernahm das Traben mehrerer Pferde. Eine Schar fremder höherer Offiziere umringten den Wagen, an ihrer Spitze ein österreichischer General, der sie um Entschuldigung wegen des Versehens bat und ihr einen Paß überreichte, der sie sicher nach Paris bringen sollte. Julie erblickte neben dem General, in der Uniform eines englischen Offiziers, Artur, dem sie ohne Zweifel ihre schnelle Befreiung verdankte.

In Paris fand sie ihren Mann wieder; er hatte vom Grafen von Artois, den sein Bruder Ludwig XVIII. zum Generalleutnant des Königsreichs ernannt hatte, eine Stelle im Gardes-du-corps erhalten, die ihm Generalsrang verlieh. Aber mitten in allen Festlichkeiten, die die Rückkehr der Bourbonen kennzeichneten, traf die arme Julie ein schwerer Schlag: sie verlor die Marquise de Listomère-Landon. Die alte Dame war aus Freude ge-

storben, als sie den Herzog von Angoulême in Tours wiedergesehen hatte.

Das Leben Julies ward nun die Geschichte eines Lebens unter der Restauration.

So lange Napoleon Kaiser blieb, war der Graf d'Aiglemont ein Oberst wie so viele, ein guter Ordonnanzoffizier, ausgezeichnet in der Erfüllung eines gefährlichen Auftrags, aber zu einem Kommando von einiger Wichtigkeit unfähig; er erregte keinen Neid, galt für einen der Tapferen, die der Kaiser begünstigte, und war, was die Soldaten ein gutes Kind nannten. Die Restauration brachte ihm den Titel Marquis ein, und er war nicht undankbar; er folgte den Bourbonen während der hundert Tage nach Gent. Dieser Treue verdankte er es, daß er seinen Schwiegervater Lügen strafen konnte: er brachte es über den Oberst hinaus. Bei der zweiten Rückkehr der Bourbonen wurde er Generalleutnant; sein nächster Ehrgeiz wurde der Pair, er nahm die Grund-

sätze und die Politik des „Conservateur“ an, hüllte sich in eine Verstellung, hinter der nichts vorhanden war, wurde ernst, großer Fragesteller, aber seltener Redner und galt für einen Mann von Tiefe. Da er sich beständig auf die äußeren Formen der Höflichkeit beschränkte, die herkömmlichen Phrasen beibehielt und um sich streute, hielt man ihn in der vornehmen Welt auch für einen Mann von Geschmack und Lebensart. Wurde er mitunter sorglos und fröhlich wie ehemals, so mußten sich hinter der Bedeutungslosigkeit und Nichtigkeit seiner Worte diplomatische Andeutungen verstecken.

Seine guten Eigenschaften leisteten ihm dabei die gleichen Dienste wie das, was ihm fehlte. Seine Tapferkeit wurde als hoher militärischer Ruhm angerechnet, den nichts Lügen strafte, weil er nie selbständig kommandiert hatte. Sein männliches, edles Gesicht drückte kühne Gedanken aus und es war nur für seine Frau ein Betrug. Da er sah, wie jedermann seinen falschen Talenten Ge-

rechtigkeit widerfahren ließ, überredete er sich zuletzt selbst, daß er einer der bedeutendsten unter den Leuten am Hof sei, an dem er durch sein Aeußeres gern willkommen war.

Zu Hause war er trotzdem bescheiden, denn instinktiv fühlte er die Ueberlegenheit seiner Frau, so jung sie auch war. Aus dieser unwillkürlichen Achtung ward ihr eine geheime Macht; sie wurde die Ratgeberin ihres Mannes und leitete seine Entschlüsse wie sein Vermögen — Demütigung und verborgener Schmerz für sie. Sie fühlte, wie weit schöner es wäre, einem Mann mit Talenten zu gehorchen, als einen hohlen Kopf zu leiten.

Er beging das schwere Unrecht, daß er keinerlei Anstrengungen mehr machte, Freude und Abwechslung in ihr Leben zu bringen, und sich nicht darum kümmerte, woher ihre Traurigkeit und warum ihre Jugendblüte schwand. Wie die meisten Ehemänner, die das Joch eines überlegenen Geistes empfinden, rettete er seine Eigenliebe dadurch, daß er von ihrer körperlichen

Schwäche auf ihre seelische schloß und sich in Klagen gefiel, warum ihm das Schicksal ein kränkliches, junges Mädchen zur Frau geben mußte. Er stellte sich als Opfer hin, während er der Henker war.

Und Julie mußte ihrem geistesschwachen Gebieter zulächeln, ein Haus der Trauer mit Blumen schmücken und auf einem durch geheime Leiden erblaßten Gesicht Glück zur Schau tragen. Das, die Verantwortlichkeit für ihre Ehre, die großartige Selbstverleugung, gaben ihr unmerklich eine frauenhafte Würde, die sie allein in der großen Welt schützte.

Sie hoffte, jung zu sterben. Seit der Rückkehr aus der Touraine hatte ihre Gesundheit täglich abgenommen. Die Aerzte hatten sie dazu verurteilt, auf einem Divan liegen zu bleiben, auf dem sie verkümmerte, wie die Blumen um sie. Ihre Schwäche verbot ihr das Ausgehen und die freie Luft; sie verließ das Haus nur noch im geschlossenen Wagen. Bisweilen erschien sie in der Gesellschaft, um

den Anforderungen ihrer Stellung nachzukommen, an der ihrem Manne alles lag. Ihre Stimme und ihr vollendet schöner Gesang erlaubten ihr dann, reichsten Beifall zu ernten — aber was konnten ihr diese Erfolge sein? Ihr Mann liebte ja die Musik nicht. Und in den Salons erregte ihre Lage ein grausames Mitleid, eine traurige Neugier. Die Stille, in der ihr Leben verfloß, verbarg keinem den Grund ihrer Leiden. Trotz der Ehe noch immer ein junges Mädchen, wurde sie bei den geringsten Blicken schüchtern und errötete.

Im Jahre 1817 trat in ihrem Zustand eine wesentliche Aenderung ein. Sie bekam eine Tochter und wollte sie selbst nähren. Zwei Jahre machten ihr die Ablenkung und die Freuden der Mutterschaft das Leben weniger unerträglich. Sie trennte sich notwendigerweise von ihrem Mann; die Aerzte prophezeiten eine bessere Gesundheit. Allein im Jahre 1819 wurde ihr Leben schmerzhafter als je; sie entdeckte, daß der Marquis sich ihrer allmählich entwöhnt hatte. Sie sah Ab-

gründe vor sich, denn sie mußte von den Leidenschaften, denen nun der nichtige und eitle Mann ausgeliefert war, alles befürchten. Indem Augenblick, als ihre Kraft zu lieben stärker und freiwilliger wurde, starb die eheliche Liebe inmitten schwerer körperlicher und geistiger Leiden. Darauf empfand sie für ihren Mann jenes an Verachtung grenzende Mitleid, das mit der Zeit alle Gefühle erstickt.

In dem Bild, das sie im Gedächtnis von der Vergangenheit trug, trat Arturs Gestalt täglich reiner und schöner hervor; aber nur flüchtig wie ein kurzer Blitz, denn sie wagte nicht, sich lange mit ihm zu beschäftigen. Die schweigende und furchtsame Liebe des jungen Engländers war das einzige Ereignis, das in einem düstern, einsamen Herzen freundliche Spuren zurückgelassen hatte.

Zuletzt erlebte sie zum erstenmal einen Zustand, den sie früher nicht kannte, und der sich wiederholte: ihr Elend brach in etwas aus, das wie Wahnsinn war, und ein verruchter Durst nach einer schrankenlosen Kühnheit

peitschte sie, nach Freuden um jeden Preis; dann aber versank sie in eine dumpfe Betäubung von eigentümlicher Schlawheit. Auf Augenblicke berauschte sie ihr eignes Unglück und sie war zügellos; aber durch ihre tiefe Religiosität wurde sie immer wieder zurückgehalten, durch eine Hoffnung auf künftiges Leben.

Da enthüllten sich ihr an einem Abend plötzlich von selbst die Gefahren ihrer kritischen Lage. Eine Frau erwacht oft ganz unvermutet, am Rande eines Abgrundes oder — in seiner Tiefe. Ein neuer Gedanke ergriff an jenem Abend von ihr Besitz. Sie dachte nicht mehr an sich selbst: sie war nur noch Mutter und sah plötzlich das Schicksal, die Zukunft und das Glück ihrer Tochter vor sich, Helenes, des einzigen Wesens, von dem ihr wenig Glück ausging, ihres einzigen Gutes, das sie an das Leben fesselte. Jetzt wollte sie leben, ihr Kind vor dem furchtbaren Geschick bewahren, unter dem Joch einer Stiefmutter zu ersticken.

Bei dieser neuen Voraussicht einer unheilvollen Zukunft verfiel sie in eine dieser glühenden Ueberlegungen, die ganze Jahre verschwinden lassen.

Als sie den Divan am fast erloschenen Feuer verließ und beim Schein der Lampe ihr Töchterchen mit tränenlosem Auge betrachtete, trat der Marquis ein, frisch und wohl-aufgelegt. Sie wollte, er solle Helenes Schlummer bewundern, allein er fand nur eine banale Redensart.

„In diesem Alter sind alle Kinder reizend.“ Er küßte es flüchtig auf die Stirn und ließ die Vorhänge der Wiege herab; dann sah er Julie an, ergriff ihre Hand und führte sie nach jenem Divan.

„Sie sind heute Abend sehr schön, Frau Marquise.“

„Wo hast du den Abend zugebracht?“ Sie stellte sich vollkommen gleichgültig.

„Bei Frau von Sérizy.“ Er hatte einen Lampenschirm vom Kamin genommen und

betrachtete das durchscheinende Bild angelegentlich. Julie schauerte zusammen.

„Frau von Sérizy gibt nächsten Montag ein Konzert und stirbt vor Verlangen, dich bei sich zu sehen. Die gute Frau liebt dich sehr. Ich habe halb und halb für dich zugesagt.“

„Ich werde hingehen.“ Ihr Ton, ihr Blick hatten etwas so Auffallendes, daß Victor trotz seiner Unbekümmertheit sie ansah; das war alles.

Julie hatte geahnt, daß die Sérizy die Frau war, die ihr das Herz ihres Mannes geraubt hatte. Ein Opfer der Verzweiflung saß sie da und starrte in das Feuer hinein; Victor drehte den Schirm zwischen den Fingern hin und her, mit der gelangweilten Miene eines Mannes, der anderswo glücklich gewesen ist und nach Hause die Erschöpfung genossener Freuden mitbringt.

Acht Tage lang beschäftigte sich Julie mit Maßregeln für die Zukunft; sie suchte nach den Mitteln, wie sie ihre Herrschaft über den

Marquis wiedergewinnen und lange genug leben könne, um über das Glück ihrer Tochter zu wachen. Sie entschloß sich, mit ihrer Nebenbuhlerin zu kämpfen, in der Welt wiederzuerscheinen und zu glänzen, Liebe zu ihrem Gatten zu heucheln, ihn zu verführen; hatte sie ihn durch Künste ihrer Macht wieder unterworfen, dann wollte sie gleich jenem erprobten Typus unterhaltener Weiber abwechselnd herzlos und kokett sein.

Sie ging zu Frau von Sérizy. Ihre Nebenbuhlerin rechnete damit, eine blasse, hinfällige Frau zu sehen: die Marquise hatte Rot aufgelegt und der Glanz ihres Schmuckes hob noch ihre Schönheit.

Die Gräfin Sérizy war eine jener Frauen, die darauf Anspruch machen, in Paris eine Art Herrschaft über Mode und Welt auszuüben; sie sprach Urtheile aus, die allgemein verbindlich zu sein hatten; ihr Ehrgeiz war, Worte zu prägen und auszugeben: das Wort der Saison, Literatur, Politik, Männer und Frauen, alles unterstand ihrer Kritik. Und

in diesem Salon, der voll von schönen und eleganten Frauen war, triumphierte Julie über die Dame des Hauses. Da sie geistig lebhaft und sprühend war, sammelten sich die distinguiertesten Männer des Abends gerade um sie. Zur Verzweiflung der Damen war ihre Toilette untadelhaft, und alle beneideten sie um den Schnitt des Kleides und den Sitz der Corsage, deren Wirksamkeit sie gewöhnlich dem Genie einer unbekanntenen Schneiderin zuschreiben, denn die Frauen glauben lieber an eine raffinierte Wissenschaft der Mittel als an die Grazie und Vollkommenheit der Frau, die das Kleid trägt. Als sich Julie erhob, um am Piano die Romanze Desdemonas zu singen, strömten die Herren aus allen Salons herbei, um nach so langer Zeit wieder ihre berühmte Stimme zu hören. Julie suchte ihren Mann, warf ihm einen Blick voll Kocetterie zu und sah mit Freuden, daß in diesem Augenblick seine Eigenliebe sich außerordentlich geschmeichelt fühlte.

Sie entzückte im ersten Teil der Ro-

manze die ganze Gesellschaft. Aber, als sie den zweiten gerade beginnen wollte, sah sie unter den Gruppen Artur stehen, dessen starrer Blick sie keinen Augenblick verließ. Sie zitterte, die Stimme versagte. Frau von Sérizy stürzte von ihrem Platz auf sie zu. Julie fühlte in ihrer Verstörtheit nicht den Mut, fortzufahren und mußte die falsche Teilnahme ihrer Nebenbuhlerin über sich ergehen lassen.

Die seltsamen Ahnungen in ihr waren mit einem Male Wirklichkeit geworden: wenn sie sich mit Artur beschäftigte, hatte es ihr Freude gemacht zu denken, ein so zärtlicher, verstehender Liebhaber müsse seiner ersten Liebe treu geblieben sein. Und bisweilen war sie stolz, vielleicht der Gegenstand einer schönen, reinen Leidenschaft zu sein, der wahren Liebe eines jungen Mannes. Aus Torheit, zur Zerstreung hatte sie all das von Artur geträumt, und nun stand er ganz so vor ihr, mit seinem fast weiblichen Gesicht, auf dem sie alle ihre eigenen Leiden las, als erkenne sie sich selbst in ihm.

„Nun, mein lieber Ronquerolles,“ wandte sich der Marquis an den Bruder der Frau von Sérizy, „du beneidest mich um meine Frau, und ihr machtet mir Vorwürfe, daß ich ihr untreu sei. Mein Lieber, du hieltest mein Los für wenig beneidenswert, wenn du, wie ich, mit einer hübschen Frau ein, zwei Jahre leben müßtest, ohne es wagen zu dürfen, ihr die Hand zu küssen, aus Angst, du könntest sie zerbrechen. Nicht wahr, du hast ein Luxuspferd und man sagt, du hütest es ängstlich vor Sturm und Schnee. Ganz meine Affäre. Gewiß, der Tugend meiner Frau bin ich ja sicher, aber meine Ehe, siehst du, ist so ein Luxusgegenstand; und, wenn du mich verheiratet glaubst, irrst du dich, Ist meine Untreue damit nicht immerhin gerechtfertigt? Denn ich möchte wohl wissen, was ihr Herren an meiner Stelle tätet, die ihr jetzt lacht. Wenige Männer wären so schonungsvoll wie ich gegen meine Frau. — Ich bin natürlich sicher, daß sie nichts ahnt. Und ebenso sicher, ich täte großes Unrecht, wenn

ich klagen würde, ich bin sehr glücklich. . . . Nur, nichts ist für einen Mann, der Eindrücken zugänglich ist, langweiliger, als so ein armes Geschöpf leiden zu sehen, an das man gebunden ist.“

„Du scheinst in der Tat sehr für — Eindrücke empfänglich zu sein, da du selten zu Hause bist“, meinte Herr von Ronquerolles. Auf diesen Witz unter Freunden lachten die Zuhörer; Artur blieb kalt, als Gentleman, der den Ernst zum Fundament seines Charakters gemacht hat. Die seltsamen Worte dieses Ehemannes weckten zweifellos einige Hoffnungen in ihm; er wartete geduldig, bis er den Marquis allein traf; dann sagte er:

„Herr Marquis, ich sehe mit unendlichem Bedauern den Zustand der Frau Marquise, und wenn Sie, wie ich wüßten, daß sie sterben muß, falls sie nicht eine andere Lebensweise annimmt, so würden Sie, wie ich glaube, über Ihr Eheleben nicht scherzen. Wenn ich so spreche, so bin ich immerhin durch die Gewißheit berechtigt, daß ich Frau von Aigle-

mont retten kann. Es ist einigermaßen seltsam, daß ein Mann meines Ranges Arzt ist, aber jedenfalls hat ein Zufall gewollt, daß ich Medizin studierte. Wir sind beide Gentlemen und können uns verständigen. Ich werde nichts unternehmen, ohne daß Sie mir als Ratgeber und Wächter zur Seite stehen, und ich bürgе für den Erfolg, wenn Sie sich bereit erklären, mir zu gehorchen. Ja,“ flüsterte er ihm ins Ohr, „wenn Sie eine Zeitlang nicht der Gatte der Frau von Aiglemont sein wollten.“

„So viel ist sicher, Mylord,“ versetzte der Marquis und lachte, „daß nur ein Engländer mir einen so bizarren Vorschlag machen kann. Lassen Sie mich ihn weder ablehnen noch annehmen; ich werde darüber nachdenken, vor allem muß er meiner Frau unterbreitet werden.“

Im gleichen Augenblick war Julie wieder am Klavier erschienen. Sie sang die Arie aus der „Semiramis“. *Son regina, son guerriera*. Einstimmiger, gedämpfter Beifall, der feine

Beifall des Faubourg Saint-Germain, belohnte sie.

Als Herr von Aiglemont Julie in ihr Hotel zurückführte, machte er ihr Komplimente nach dem Geschmack einer Opernsängerin. Julie, die anständige, verheiratete Frau, fand es hübsch, sich so behandelt zu sehen, denn sie versuchte, mit ihrer Macht zu spielen: und in diesem ersten Kampf ließ ihre Milde sie noch einmal unterliegen. Gegen zwei oder drei am Morgen saß sie düster und versunken auf ihrem Platz im Ehebett, und seit einer Stunde vergoß sie die schmerzhaften Tränen der Reue und des Abscheus. Nur Frauen in ähnlicher Lage begreifen sie in ihrem Ekel vor den berechneten Liebkosungen des Abends; wie man von seinem Glauben abfällt, hatte sie das Heiligtum der wahren Liebe verleugnet und durch eine schmerzliche Prostitution befleckt. Ihr Mann schlief ruhig an ihrer Seite. Am nächsten Tag fand sie die Kraft, wieder fröhlich zu sein.

Aber von dieser Nacht an fühlte sie sich

nicht mehr als ganz untadelhafte Frau. Bereits hatte sie sich gefragt, weshalb sie einem geliebten Verehrer widerstehen solle, wenn sie sich wider Herz und Sinne einem Gatten hingab, den sie nicht mehr liebte.

Einige Tage darauf stellte der Marquis seiner Frau den Lord Grenville vor. Sie empfing ihn mit einer kalten Artigkeit, die ihrer neuen Verstellungskunst Ehre machte; so konnte sie Herrin der Zukunft bleiben. Sie setzte dem Willen ihres Mannes, der sie zwang, die Behandlung des jungen Doktors anzunehmen, keinen Widerstand mehr entgegen, aber sie wollte sich auch zuerst überzeugen, daß er den Edelmut, im stillen leiden zu können, besitze. Sie hatte die unumschränkte Macht über ihn, sie mißbrauchte sie schon: war sie nicht Weib?

Montcontour ist eine alte Burg auf einem der Felsen, die die Loire bespült, nicht weit von jener Stelle, die Julie im Jahre 1814 ge-

sehen hatte. Es ist eins der kleinen Schlösser der Touraine, weiß, zierlich, mit scharf ausgearbeiteten Türmchen, deren Zierwerk wie ein Gewebe aus Mechelner Spitzen ist; eines der niedlichen, prunkenden Schlösser, die sich mit Maulbeerbäumen, Reben, gewundenen Wegen, Balustraden und Felskellern, mit dem Efeuteppich an ihren Mauern und den Abhängen, über denen sie stehen, im Flusse spiegeln. Die Dächer von Montcontour funkeln unter den Strahlen der Sonne, hier ist alles hell und heiß. Tausend Spuren des nachbarlichen Spaniens geben der entzückenden Gegend einen poetischen Hauch: von Goldginster und Glockenblumen führt der Wind die Düfte mit, die Luft liebkost die Menschen, überall lacht die Erde; süßer Zauber umhüllt die Seele, macht sie träge, verliebt, weich, und wiegt sie in Träume. Die Schmerzen schlafen ein und die Leidenschaften erwachen. Keiner bleibt kalt unter dem reinen, tiefen Himmel, an den flimmernden Fluten. Mehr als ein Ehrgeiz erstarb dort, du legst dich in

den Schoß eines ruhevollen Glückes, wie die Sonne, die jeden Abend in Purpur und Blau zur Ruhe geht.

An einem Abend im August des Jahres 1821 stiegen zwei Personen die Felswege hinauf, nach der Höhe, die eine weite Aussicht hatte. Die beiden Personen waren Julie und Lord Grenville. Aber Julie schien eine neue Frau zu sein. Sie hatte die frischen Farben der Gesundheit; ihre Augen, voll einer reifen, starken Kraft, schimmerten in jener feuchten Tiefe, die den Augen der Kinder den unwiderstehlichen Reiz gibt. Unter dem weißseidnen Sonnenschirm glich sie einer Jungvermählten. Artur führte sie mit der Sorgfalt eines Geliebten, immer von einer unwandelbaren Neigung, einer zarten Liebe, einer intimen Kenntnis vom Wohlergehen dieser Frau be-seelt.

Sie gingen im gleichen Schritt, ohne über eine Uebereinstimmung erstaunt zu sein, die vom ersten Tag, an dem sie zusammen ausgingen, bestanden hatte. Wie sie auf der

Höhe des Weinbergs anlangten, fühlten beide den Wunsch, auf einem weißen Block, der dort lag, auszuruhen; aber bevor sie sich setzten, betrachteten sie die Gegend.

„Welch ein schönes Land,“ sagte sie, „wir sollten Zelte bauen und hier leben — Victor, komm doch, komm doch!“

Herr von Aiglemont antwortete von unten mit einem Jägerruf, ohne sich zu beeilen. Julie atmete mit Wonne die Luft ein, legte den Kopf zurück und sah Artur mit einem dieser freien Blicke an, in denen eine Frau ihren ganzen Gedanken aussprechen kann.

„Hier möchte ich immer bleiben — kennen Sie den Namen des hübschen Flusses dort, Mylord?“

„Es ist die Cise.“

„Die Cise — und was ist das, dort vor uns?“

„Das sind die Hügel der Chere.“

„Und rechter Hand? Ah, das ist Tours. Aber sehen Sie doch, wie die Türme der Kathedrale sich in der Ferne abheben.“ Sie ver-

stummte und ließ ihre Hand auf die Arturs sinken. Das Rauschen des Flusses, die Reinheit von Luft und Himmel, alles paßte unvergleichlich zu den Gedanken in den Herzen, die voll Liebe und Jugend waren.

„Oh, mein Gott, wie liebe ich dies Land“, wiederholte sie. Und nach einer Pause: „Sie haben lange in ihm gewohnt?“

Bei diesen Worten zitterte Lord Grenville.

„Oh, Ihnen verdanke ich diese tiefe, tiefe Freude“, fuhr Julie fort.

„Sie haben mir mehr wie nur die Gesundheit geschenkt, Sie haben mich gelehrt, ihren Wert zu fühlen.“

Die Frauen haben ein unnachahmliches Talent, ihre Meinung mit Worten auszudrücken, die nicht zu lebhaft werden. Im Ton, der Gebärde, in der Haltung und dem Blick liegt ihre ganze Beredsamkeit. Lord Grenville verbarg sein Gesicht in den Händen, denn in seine Augen drangen Tränen. Dieser Dank war der erste, den Julie seit der Abreise von Paris aussprach.

Ein Jahr hatte er die Marquise mit der vollkommensten Aufopferung als Arzt behandelt. Er hatte sie, mit dem Gatten, nach Aix und darauf an die See nach La Rochelle geführt. Sie gab sich den Anschein, als nähme sie seine Pflege mit dem Egoismus einer an Huldigungen gewohnten Pariserin an, oder mit der Sorglosigkeit einer Curtisane, die weder Kosten der Dinge noch Wert der Menschen kennt und sie bloß nach dem Nutzen schätzt, den sie von ihnen hat.

Der Einfluß der Landschaft auf die Seele ist seltsam. Am Strand des Meeres und an den Ufern der Ströme übermannt dich die große Melancholie, und es kann ja nicht anders sein; aber auf den Bergen wird die Seele weit und rein, die Leidenschaft gewinnt an Tiefe, was sie an Beweglichkeit verliert.

Als Julie die Worte sprach, die den Lord Grenville so tief erregten, ging ein schmeichelnder Luftzug durch die Gipfel der Bäume und die Luft füllte sich mit der feuchten Frische des Wassers; ein paar Wolken lagen

vor der Sonne und die Landschaft wurde noch schöner unter den weichen, weiten Schatten.

Julie wandte sich ab, um den jungen Lord nicht die Tränen der Rührung sehen zu lassen, die von ihm zu ihr gekommen war. Dann, als auch das Schweigen zu furchtbar wurde, entfernte sie sich schnell, und Lord Grenville machte keine Bewegung, um sie zurückzuhalten. An einem Felsen blieb sie regungslos stehen. Sie taten, jeder, als sei ihre Aufregung ein Geheimnis, von dem der andere nichts ahne; beide weinten sie und verbargen es, während sie dem Gesang der Vögel, der beim Untergang der Sonne so reich an Zärtlichkeit, so überströmend wird, nachlauschten.

„Und nun, Mylord,“ und sie ergriff seine Hand, „werde ich Sie um ein letztes bitten; . . . lassen Sie das Leben, das Sie mir wiedergaben, rein und heilig bleiben. Hier, gerade hier, müssen wir von einander scheiden.“ Er erblaßte tief. „Wir müssen, Lord Grenville, Sie werden Frankreich verlassen, weil Sie . . .

mich verlassen müssen.“ Sie legte seine Hand auf ihr zitterndes Herz.

„Ich werde es tun“, entgegnete Artur und erhob sich. „Julie, ich will Ihnen nicht von meiner Liebe erzählen, wir verstehen einander sehr wohl. Die tiefsten, geheimsten Freuden in mir haben Sie ja doch geteilt. Ich weiß es, ich weiß es, sehe ich es denn nicht? Und ich werde fliehen. . . . Ich habe zu oft daran gedacht, diesen Mann zu töten, um alles ertragen zu können; so, wie jetzt, könnte ich es nicht länger mit ansehen.“

„Ich . . . habe auch daran gedacht, Lord Artur.“

„Mylord“, rief der General, der weiter unten mit Helene auf dem Arm auftauchte, sehen Sie, dort haben wir uns zum erstenmal getroffen. Erinnern Sie sich noch?“

„Ich sollte jung und unglücklich sterben“, fuhr Julie fort. „Hören Sie“, und ihre Stimme war erregt und heiser, ich werde diesem Mann nie mehr angehören, nie.“ Eine tödliche Kälte ergriff sie, ihre Kniee wankten

und mit einem sehr weiblichen Gedanken setzte sie sich, um nicht in Arturs Arme zu sinken.

„Julie!“ Sein Schrei durchhallte sie wie ein Donnerschlag.

„Was hat sie denn?“ rief der Marquis und eilte herbei.

„Es wird nichts sein“, sagte Julie mit der wunderbaren Kaltblütigkeit der Frauen. „Die Kühle unter diesem Nußbaum . . . und mein Doktor erschrak.“ Sie nahm kühn den Arm Lord Grenvilles, lächelte dem Gatten zu, zog ihren Gefährten an der Hand fort und sagte:

„Wahrlich, die schönste Gegend, die wir gesehen haben. Sieh nur, Victor.“ Mit einem fast krampfhaften Lachen hüpfte sie in den Hohlweg und verschwand.

„Und nun, gleich schon?“ fragte sie, als sie weit genug von Herrn von Aiglemont fort waren. „Und nun, mein Freund, in einem Augenblick werden wir uns nichts mehr sein können, wir werden nie mehr dieselben sein, kurz, wir werden nicht mehr leben.“

„Wir wollen langsam gehen,“ bat Lord Grenville, „solange wir noch zusammen sind.“

Fast schweigend folgten sie auf der Chaussee dem Lauf des Flusses, in den letzten Lichtern des Abends, und wechselten Worte voll eines weiten Gefühles, süß und unbestimmt wie das Murmeln der Loire. Die Sonne umhüllte sie, als sie eben endgültig sank, mit roten Reflexen, und es war das melancholische Bild ihrer schicksalsschweren Liebe. Vorhin, dort oben, hatten sie beide eine unbestimmte Hoffnung, ein unruhevolles Glück empfunden, aber als sie auf der Chaussee neben einander gingen, war das traumhafte Gebäude eingestürzt. Jetzt waren sie ohne Hoffnung.

Am selben Abend reiste Lord Grenville ab.

Als Herr von Aiglemont und seine Frau am folgenden Tag ohne ihren Reisebegleiter in den Polstern der Kutsche saßen, durchlebte Julie alle, alle Eindrücke in ihren geringsten, schmerzlichen Einzelheiten noch einmal. Victor, wieder leidenschaftlich in seine Frau

Balzac: Die Frau von dreißig Jahren.

verliebt, seitdem sie ihre Frische, Jugend und Schönheit von neuem erlangt hatte, drängte sich dicht an sie. Als er sie in seine Arme zu nehmen versuchte, entwand sie sich ihm sanft. Bald aber empfand sie Entsetzen vor der Berührung mit seinem Körper, dessen Wärme sich ihr, so wie sie saßen, mittheilte. Sie wollte sich allein auf den Vordersitz setzen; aber ihr Mann erwies ihr den Gefallen, ihr die ganze Tiefe zu überlassen. Sie dankte ihm mit einem Seufzer, den er mißverstand, und dieser alte in der Garnison berühmte Verführer legte sich die Schwermut seiner Frau zu seinen Gunsten aus, zwang sie am Abend, mit ihm zu sprechen. Sie tat es mit einer Bestimmtheit, die ihm imponierte.

„Mein Freund, du hast mich schon einmal beinahe getötet; du weißt es. Ich bin Mutter, ich habe eine Tochter zu erziehen und ihr muß ich mich erhalten. Tragen wir ein Unglück, das uns beide gleich berührt. Du bist am wenigsten zu beklagen. Hast du nicht Tröstungen zu finden gewußt? Siehst du,

du hast leichtsinnigerweise in einer Schublade drei Briefe der Frau von Sérizy vergessen. Mein Schweigen beweist, daß du in mir eine Frau voll von Nachsicht besitzt. Aber laß mich dafür leben; ich werde untadelhaft zu leben verstehen, in Ehrenhaftigkeit.“

Ihre Logik, dieselbe, mit der die Frauen vorgehen, wenn es sich um Klarheit in Liebes- sachen handelt, betäubte ihn, ihre Würde machte ihn unterwürfig.

Zwei Jahre verstrichen, in denen Herr und Frau von Aiglemont das Leben der vornehmen Welt führten, ihre eigenen Wege gingen und sich öfter in den Salons als zu Hause begegneten — die elegante Scheidung, durch die viele Ehen dieser großen Welt zum Abschluß gelangen.

Eines Abends trafen sich, ganz ungewöhnlich, die Gatten im eigenen Salon. Frau von Aiglemont hatte eine ihrer Freundinnen zu Tisch geladen, und der General, der sonst

immer auswärts speiste, war zu Hause geblieben.

„Sie werden glücklich sein, Frau Marquise,“ begann er und sah zu Frau von Wimphen halb malitiös, halb ärgerlich hinüber, „ich breche zu einer größeren Jagd auf, zu der mich der Großjägermeister einlädt. Sie werden mindestens acht Tage völlig Witwe sein, und das wünschen Sie ja, glaube ich. — Wilhelm“, wandte er sich an den Diener, der die Kaffeetassen wegnahm, „geben Sie Befehl, daß angespannt wird.“

Frau von Wimphen war diese Luisa, der Frau von Aiglemont damals den Rat gab, nicht zu heiraten. In ihr hatte Julie eine Freundin und Vertraute ihres Kummers gefunden, eine unersetzliche und liebevolle Vertraute; denn Frau von Wimphen war in ihrer Ehe sehr glücklich. Bei Frauen ist die Unähnlichkeit der Schicksale fast immer ein mächtiges Freundschaftsband.

„Ist denn jetzt Jagdzeit?“ fragte Julie

ihren Gatten mit einem gleichgültigen Blick.
(Es war Ende März.)

„Frau Marquise, der Großjägermeister jagt, wann er will und wo er will. Wir werden in königlichen Forsten Eber töten.“

„So geben Sie acht, daß Ihnen nichts passiert.“

„Ein Unglück ist immer unvorgesehen, Marquise.“

Wilhelm meldete den Wagen. Der General erhob sich, küßte Frau von Wimphen die Hand und wandte sich seiner Frau zu. Julie hielt ihm den Nacken hin, und als er sie umarmen wollte, beugte sie sich so tief, daß der eheliche Kuß nur den Stoff ihres Kleides traf. Darauf ging er.

„Aber dein armer Mann ist wirklich sehr gut“, begann Luisa, als die Frauen allein waren. Julie wehrte ihr entsetzt.

„Aber er gehorcht dir vollkommen“, bestand Luisa.

„Sein Gehorsam“, erwiderte Julie, „beruht zum guten Teil auf der großen Achtung, die er

vor mir hat. Ich bin eine sehr tugendhafte Frau, wie es das Gesetz verlangt; ich mache ihm sein Haus angenehm, ich schließe bei seinen Liebchaften die Augen zu, ich lasse ihm sein ganzes Vermögen. Um diesen Preis habe ich Frieden. Er erklärt sich mein Dasein nicht oder will es sich nicht erklären. Aber siehst du, wenn ich ihn so liebe, so geschieht es doch nicht, ohne die Ausbrüche seines Charakters zu fürchten. Wenn sich Victor für berechtigt hielte, mich nicht mehr zu achten, wagte ich nicht zu denken, was geschehen könnte. Er würde mich vielleicht töten. Aber ein solch tödtlicher Glücksfall ist ja nicht zu befürchten.“

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, die beiden Frauen dachten an die geheime Ursache, die diese ganze Lage geschaffen hatte.

„Man gehorchte mir grausam, Luisa. Und doch hatte ich ihm nicht verboten, mir zu schreiben. O, er hat mich verlassen, und er hat recht getan. Aber kannst du dir denken, daß ich die englischen Zeitungen in der bloßen Hoffnung lese, seinen Namen gedruckt zu

sehen? Er ist noch nicht im Oberhaus erschienen.“

„Verstehst du denn englisch?“

„Habe ich dir es nicht gesagt? . . . Ich habe es gelernt.“

„Arme Kleine,“ sagte Luisa und ergriff ihre Hand, „aber wie kannst du noch leben?“

„Das ist ein Geheimnis“, Julie machte eine Geberde von fast kindlicher Naivität. „Höre, ich nehme Opium. Die Geschichte der Herzogin von . . . in London hat mich darauf gebracht. Meine Laudanumtropfen sind sehr schwach. Ich schlafe wenigstens. Ich brauche nur sieben Stunden zu wachen, und sie gebe ich meinem Kind.“

Luisa starrte ins Feuer. Zum erstenmal enthüllte sich ihr das ganze Elend der Freundin.

„Bewahre mein Geheimnis, Luisa“, bat die Marquise. — Der Diener trat ein und überreichte ihr einen Brief. Julie erblaßte.

„Ich brauche nicht erst zu fragen, von wem“, bemerkte Frau von Wimphen.

Julie las und hörte nichts mehr, sie wurde bald blaß, bald rot. Dann warf sie den Brief ins Feuer.

„Dieser Brief ist entsetzlich. Oh, ich erstickte.“ Sie stand auf und ging auf und ab; ihre Augen brannten. Stoßweise kamen die Worte:

„Er hat Paris nicht verlassen. . . . Er hat mich fortwährend gesehen und die Blicke, die er sich täglich abging, haben ihn am Leben erhalten. . . . Du weißt ja nicht, Luisa, er stirbt und will Abschied nehmen. Er weiß, daß mein Mann sich entfernt hat, er kann jeden Augenblick kommen. . . . Ich bin verloren. . . . Höre, bleib hier, Luisa, in deiner Gegenwart wird er nicht wagen. . . . Bleib, ich fürchte mich. . . . Oh, er wird glauben, daß ich ihn nicht mehr liebe. . . . Und dieser Brief enthielt Worte, die ich in Flammenzügen vor mir sehe.“

Ein Wagen rollte zum Portal herein.

„Er kommt öffentlich, ohne Geheimnis“, rief Julie mit einer Art Freude.

„Lord Grenville“, meldete der Diener.

Julie stand hochaufgerichtet, regungslos da. Aber als sie Artur sah, wie er bleich, abgemagert und hager auf sie zukam, ward ihre erkünstelte Strenge unmöglich. Obgleich Lord Grenville einen heftigen Schmerz empfand, als er Julie nicht allein traf, schien er doch ruhig und kalt.

Beim Klang seiner Stimme überfiel Julie ein so unerträgliches Herzklopfen, daß sie nicht zu antworten wagte. Und er hatte nicht den Mut, sie anzublicken: Luisa trug fast allein die Kosten einer gequälten Unterhaltung. Nach einer Weile meldete man Herrn von Wimphen. Es war unmöglich, ihn in das Geheimnis dieser Dramas einzuweißen, und Luisa hatte keinen glaubwürdigen Grund, noch länger zu bleiben.

„Nun, Artur, Sie haben mir nicht gehorcht“, wandte sich Julie zitternd an ihn, als sie allein waren.

„Ich habe dem Bedürfnis, wieder einmal Ihre Stimme zu hören, bei Ihnen zu sein,

nicht mehr widerstehen können. Ich bin ja nicht mehr Herr meiner selbst. Ich muß sterben. Aber sterben, ohne Sie gesehen zu haben, was für ein Tod!“

Er wollte sich von ihr entfernen, aber bei seiner heftigen Bewegung fiel ein Revolver aus seiner Tasche. Er hob ihn auf, voll Unmut, sie könne das als eine Berechnung empfinden.

„Artur!“

„Ich wollte . . .“ Er hielt an.

„Sie wollten sich bei mir töten!“

„Nicht allein“, sagte er sanft.

„Wen noch? Meinen Mann vielleicht?“

„Nein, nein. . . . Aber bleiben Sie ganz ruhig; als ich eintrat und Sie sah, fühlte ich den Mut, zu schweigen und allein zu sterben.“

Julie erhob sich und warf sich in seine Arme, und er hörte aus ihrem Schluchzen zwei Worte voll Leidenschaft heraus: „Das Glück kennen und dann sterben. . . . Ich will.“

Artur ergriff Sie und trug sie mit dem

Ungestüm seines nie erhofften Glückes auf den Divan. Aber plötzlich entriß sie sich seinen Armen, sah ihm fest mit dem Blick der Verzweiflung in die Augen und nahm seine Hand; dann ergriff sie ein Licht und zog ihn in ihr Schlafzimmer. Von dem kleinen Bett, in dem Helene schlief, zog sie leise die Vorhänge zurück und deckte ihr kleines Mädchen auf; die eine Hand hielt sie vor das Licht, damit die Helle nicht die durchsichtigen, kaum geschlossenen Lider des Kindes traf. Es lächelte im Schlaf.

In dem Blick, mit dem sie ihn ansah, lag alles: Einen Gatten können wir selbst dann verlassen, wenn er uns liebt. Ein Mann ist ein starker Mensch, er findet Trost. Ueber die Gesetze der Welt können wir uns hinwegsetzen. Aber ein Kind ohne Mutter! . . .

„Wir können es mitnehmen“, sagte Artur leise, „ich werde es lieben. . .“

„Mama“, rief Helene, die erwacht war.

Julie weinte. Lord Grenville setzte sich, mit gekreuzten Armen, stumm und finster.

Julie war nicht mehr Frau, sie war Mutter. Arturs Kraft war gebrochen, ihre Tränen hatten ihn besiegt.

In diesem Augenblick vernahmen sie deutlich, wie eine Tür mit Heftigkeit aufgerissen wurde, und die Worte, „Frau von Aiglemont, bist du hier?“ trafen sie wie ein Donner Schlag. Der Marquis war zurückgekehrt. Er durchschritt sein Zimmer, um in das seiner Frau zu treten, das daneben lag. Zum Glück war ein kleines Toilettezimmer da, in das Artur auf einen Wink Julies eilte. Sie selbst schloß die Tür hinter ihm.

„Da bin ich wieder,“ sagte Victor, „die Jagd fällt aus. Aber ich werde zu Bett gehen. Er kehrte in sein Zimmer zurück. Julie schloß die Verbindungstür, um wie sie sagte, selbst Nachttoilette zu machen, und eilte an die Tür des Kabinetts, um Artur zu befreien. Sie hatte ihre Geistesgegenwart wieder gefunden und dachte, der Besuch des alten Doktors sei sehr natürlich. Sie konnte ihn im Salon zurückgelassen haben, während sie

Helene zu Bette brachte, und wollte ihm sagen, er solle sich leise dorthin begeben. Aber als sie die Tür des Kabinetts öffnete, tönte ein gellender Schrei durch das Haus.

Die Finger des Lord Grenville waren im Türspalt eingeklemmt und zerquetscht worden.

„Was hast du denn?“ rief der General aus seinem Zimmer.

„Nichts, nichts, ich habe mich an einer Nadel gestochen“. Sie mußte die Tür öffnen. Sie glaubte, ihr Mann käme aus Sorge und sie fluchte ihr. Lord Grenville hatte seine Hand noch nicht befreien können, und Julie mußte die Tür wieder schließen! . . .

Der General erschien, aber Julie hatte sich getäuscht: nur eine persönliche Unannehmlichkeit hatte ihn hereingeführt.

„Kannst du mir ein Seidentuch leihen? Dieser alberne Karl besorgt mir kein einziges. In den ersten Tagen unserer Ehe warst du derart bis in die geringsten Einzelheiten um mich besorgt, daß du mich langweiltest. Die

Flitterwochen haben nicht lange gedauert, für mich nicht und für meine Krawatten nicht.“

„Hier ist ein Halstuch. Du bist noch nicht im Salon gewesen?“

„Nein.“

„Du hättest vielleicht noch den Lord Grenville getroffen.“

„Er ist in Paris?“

„Offenbar.“

„Ich will gleich hin . . . dieser vorzügliche Doktor!“

„Jetzt wird er schon fort sein.“

Der Marquis stand in der Mitte des Zimmers, band sich das Tuch um und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel. — —

Die Ereignisse dieser Nacht sind nicht völlig bekannt geworden; aber sicher waren sie alle ebenso einfach, ebenso schrecklich wie die, die vorangingen. Die folgenden Tage mußte die Marquise das Bett hüten.

„Was ist denn so außerordentliches bei dir passiert, daß alle Welt von deiner Frau

spricht“? fragte Herr von Roquerolles den General einige Tage nach dieser Nacht.

„Glaub mir, bleib Junggeselle“, antwortete Aiglemont. „Die Vorhänge am Bett der Kleinen fingen Feuer; meine Frau bekam davon einen Schrecken, daß sie ein Jahr daran leiden wird, sagt der Arzt. Heiratest du eine hübsche Frau, so wird sie häßlich; heiratest du ein Mädchen voller Gesundheit, so wird es kränklich. Wenn du deine Frau für leidenschaftlich hältst, so ist sie kalt; oder scheint sie kalt, so ist sie so leidenschaftlich, daß sie dich aufbraucht oder dir Hörner aufsetzt. Bald wird das sanfteste Wesen störrig und die störrigen werden nie sanft. Bald entfaltet das Kind, das dir einfältig und schwach vorkam, einen eisernen Willen, einen dämonischen Geist. Ich bin der Ehe überdrüssig.“

„Oder deiner Frau.“

„Das sollte schwer sein. Aber da fällt mir ein, hast du nicht Lust, mit mir in Saint-Thomas das Begräbnis des Lord Grenville anzusehen?“

„Ein sonderbarer Zeitvertreib. Aber weiß man jetzt die bestimmte Ursache seines Todes?“

„Sein Kammerdiener behauptet, er hätte eine ganze Nacht draußen auf einem Fenster Sims zugebracht, um die Ehre seiner Geliebten zu retten. Und es ist verteufelt kalt in diesen Tagen.“

„Bei uns, den alten Füchsen, wäre so eine Aufopferung recht achtungswert; aber Lord Grenville war jung und ein Engländer. Diese Engländer wollen sich einfach durch eine Sonderbarkeit auszeichnen.“

„Pah,“ schloß Herr von Aiglemont, „diese heroischen Züge hängen von der Frau ab, für die sie erdacht werden, und für meine Frau ist der arme Artur sicher nicht gestorben.“

2. Unbekannte Leiden.

Zwischen dem kleinen Flusse Loing und der Seine dehnt sich eine weite Ebene, an

deren Saum der Wald von Fontainebleau und die Städte Moret, Nemours und Montereau liegen. Es ist ein dürres Land mit wenigen Hügeln. Bisweilen stehen, mitten auf Feldern, spärliche Wäldchen hervor, in denen das Kleinwild eine Zuflucht findet. Ueberall die grauen und gelblichen Linien ohne Ende, die der Sologne, der Beauce und dem Berri eigentümlich sind.

Mitten in dieser Ebene erhebt sich ein altes Schloß, Saint-Lange; es fehlt seiner Umgebung nicht an Größe und Würde: Allein prachtvoller Ulmen, Gräben, lange Umfassungsmauern, ungeheure Gärten und weitläufige Herrschaftsgebäude. Wenn man sie sieht, begreift man freilich, daß der Beruf eines Generalpächters nötig war, damit sie überhaupt entstehen konnten; heute verfallen diese großen aristokratischen Vermögen unter dem Hammer des Code civil. Wenn der Künstler oder irgend ein Träumer sich durch einen Zufall in den tief ausgefahrenen Wegen oder dem Lehmboden verirrt, die

beide den Zugang versperren, fragt er sich, welche Laune dies poetische Schloß in dies Land gezaubert hat, das nur Getreidesteppen und Wüsten mit Kreide-, Mergel- und Sandbrüchen kennt. Dort stirbt die Freude und herrscht nur unentfliehbare Traurigkeit; un-
aufhörlich wird die Seele von der schweigen-
den Einsamkeit, dem eintönigen Horizont er-
müdet.

Eine junge Pariserin, die über dreierlei ge-
bot, Berühmtheit, gesellschaftliche Stellung
und Vermögen, ließ sich gegen Ende des Jah-
res 1820 auf Saint-Lange nieder, zur großen
Verwunderung der Leute in dem kleinen
Dorf, das etwa einen Kilometer vom Schloß
entfernt war. Die Pächter und Bauern hatten
seit unvordenklichen Zeiten keine Herrschaft
zu sehen bekommen. Obwohl das Gut sehr
ergiebig war, hatte man doch seine Bewirt-
schaftung einem Verwalter und der Obhut
einiger alten Diener überlassen.

Daher rief die Ankunft der Frau Marquise
im ganzen Land Aufregung hervor. Sie war

in eigener Kalesche mit eigenen Pferden gekommen. Auf dem Vordersitz saß eine Kammerfrau mit Julies kleinem Töchterchen, und das Kind sah eher sinnend als fröhlich aus. Sie selbst lag wie eine Sterbende, die die Aerzte auf das Land geschickt haben, tief im Rücksitz. Das niedergeschlagene Gesicht dieser zarten jungen Frau befriedigte die Politiker des Dorfes sehr wenig, die von ihrer Ankunft irgend einen Umschwung in der Gemeinde erhofft hatten. Sicher war ihr jede geistige Inanspruchnahme antipathisch.

Der stärkste Kopf des Dorfes erklärte am Abend in der Schenke, im Zimmer der Honoratioren, die Marquise müsse, nach ihrem traurigen Ausdruck zu urteilen, zu Grunde gerichtet sein. In Abwesenheit des Herrn Marquis, der, wie die Zeitungen berichteten, ausersehen war, den Herzog von Angoulême nach Spanien zu begleiten, wolle sie in Saint-Lange die Summen auftreiben, die nötig seien, die durch falsche Börsenspekulationen ihres Mannes herbeigeführten Differenzen zu

decken. Der Marquis sei einer der gewagtesten Spieler. Vielleicht würde das Gut in kleinen Losen verkauft werden. Es ließen sich dann geschickte Geschäfte machen. Jeder sollte daran denken, und seine Taler zählen, sie aus ihrem Versteck holen, seine Gelder zusammennehmen, um sein Teil bei der Parzellierung von Saint-Lange zu bekommen. Diese Aussicht schien so verlockend, daß jeder dieser Honoratioren, ungeduldig, zu erfahren, ob sie begründet wäre, daran dachte, von den Schloßbedienten die Wahrheit zu erfahren; aber keiner konnte ihnen ein Licht aufsetzen, warum die Marquise gerade hierher, dazu noch kurz vor dem Winter, kam, wo sie doch andere Güter besaß, die durch Schönheit und Freundlichkeit berühmt waren. Der Herr Bürgermeister erschien, um der Herrin seine Aufwartung zu machen, wurde aber nicht empfangen. Nach dem Bürgermeister fand sich der Verwalter ein, mit demselben Erfolg.

Die Frau Marquise verließ ihr Zimmer nur, um es in Ordnung bringen zu lassen und hielt

sich während dieser Zeit in einem kleinen Nebensalon auf, wo sie speiste. Wenn man sich zu Tisch setzen, die Gerichte mit Widerwillen ansehen und gerade soviel nehmen, als nötig ist, um nicht Hungers zu sterben, speisen nennen kann. Darauf kehrte sie wieder nach dem alten Lehnssessel zurück, der in der Nische des einzigen Fensters im Zimmer stand. Ihre Tochter sah sie nur in den wenigen Augenblicken während ihrer traurigen Mahlzeit, und auch dann schien sie die Kleine nur mit Mühe um sich zu ertragen. Unerhörte Leiden gehören dazu, um das mütterliche Gefühl einer jungen Frau zum Schweigen zu bringen. Keiner ihrer Leute hatte Zutritt zu ihr. Die Kammerfrau war die einzige Person, deren Dienste sie sich gefallen ließ. Sie verlangte im Schloß völlige Stille, ihre Tochter mußte fern von ihr spielen. Die Leute aus der Umgegend beschäftigten sich viel mit ihren Sonderbarkeiten; dann, als alle nur möglichen Vermutungen erschöpft waren, dachten weder die Kleinstädter aus dem be-

nachbarten Flecken noch die Bauern mehr an diese kranke Frau.

Sich selbst überlassen, konnte also die Marquise inmitten der von ihr eingeführten Stille sich still verhalten, und sie hatte keine Veranlassung, das tapetenbekleidete Zimmer zu verlassen, in dem ihre Großmutter gestorben war, und das sie, Julie, aufgesucht hatte, um selbst darin zu sterben, ohne Anstrengung, ohne Zeugen, ohne Belästigung, ohne die Komödie trauernder Verwandten.

Diese Frau zählte damals sechsundzwanzig Jahre. In diesem Alter greift eine Seele, die noch voll poetischer Illusionen ist, gern nach dem Gedanken, sie werde sterben, wenn der Tod ihr eine Wohltat zu sein scheint. Aber jungen Leuten tritt er kokett entgegen, er nähert sich, tritt zurück. . . . Sein langsames Näherkommen sorgt dafür, daß er seinen Zauber verliert, und schließlich finden sich die jungen Menschen wieder ins Leben zurückgetrieben, wo sie seinem Bruder, dem Schmerz begegnen, und er ist unbarmherziger

als der Tod. So sollte auch diese Frau, die nicht mehr leben wollte, nur in einem seelischen Todeskampfe, den der körperliche nicht abschloß, eine schreckliche Lehre des Egoismus durchmachen, die gleichsam die Defloration ihres Herzens war und sie zu dem machte, was die andern Damen der Welt waren.

Der Verlust der Eltern ist natürlich und nichts unerwartetes. Der Frau, die einen Neugeborenen verliert, schenkt die eheliche Liebe einen Nachfolger. Diese Sorgen, und viele andere, sind alle wohl schwere Wunden, aber keine greift die Lebenskraft in ihrem tiefsten Wesen an, keine tötet den ewigen Trieb, dem Glück nachzujagen. Der große, wahre Schmerz muß so tief sein, daß er gleichzeitig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in seine todbringende Umklammerung zwingt, keine Betätigung des Lebens unberührt läßt, die Kraft zu denken für immer untergräbt, daß er deutlich erkennbar auf Lippen und Stirn hervortritt und die Seele mit vollkommenem

Widerwillen gegen alles in der Welt erfüllt. Und sodann, um unermeßlich zu sein, um mit gleicher Gewalt auf Körper und Seele zu lasten, muß er in dem Augenblick des Daseins eintreten, wo alle Kräfte noch jung sind und das Herz noch so gern leben möchte.

Kein Wesen kann aus dieser Krankheit ohne einen romanhaften Wechsel hervorgehen: entweder schlägt es den Weg nach dem Himmel ein, oder es bleibt hinieden und kehrt in die Welt zurück, um die Welt zu belügen, um eine Rolle in ihr zu spielen. Es kennt von da an die Schaubühne, auf der man berechnet, weint und scherzt. Nach dieser förmlichen Krisis gibt es keine Mysterien mehr.

Bei den jungen Frauen im Alter der Marquise wird dieser Schmerz, der erste und einschneidendste, stets durch das nämliche hervorgerufen. Warum hat ihr Leiden noch nie einen Maler oder einen Dichter gefunden? Aber läßt es sich malen oder besingen? Nein, seine Schmerzen entziehen sich der Analyse und den Farben der Kunst. Sie werden lange

unbekannt bleiben, denn alles in der Welt verurteilt sie, während das tiefere Empfinden sie mit einer traurigen Zärtlichkeit versteht und das Gefühl einer echten Frau sie immer entschuldigt.

Nie vielleicht hat sich diese furchtbare Katastrophe, die alles Interesse für das Leben ertötet, mit solcher Heftigkeit und rückhaltloser Vollständigkeit bis in die tiefsten Zusammenhänge zugetragen, nie vielleicht erhöht sie sich wieder zu einem typischen Bild großer Tragik, wie gerade hier, in Julius Fall. Ein junger Mann, den sie liebte, weil seine Seele groß war, aber den sie nicht erhört hatte, um den Gesetzen der Welt zu gehorchen, starb, um ihr das zu retten, was die Gesellschaft die Ehre einer Frau nennt. Wem konnte sie anvertrauen, was sie litt? Ihr Gatte war die letzte Ursache der Katastrophe gewesen, aber ihre Tränen hätten ihn beleidigt. Die Gesetze und Sitten ächteten ihre Klagen; eine Freundin hätte sich darüber gefreut, ein Mann sicher versucht, Vorteil daraus zu

ziehen. Furchtbare Gedanken durchkreuzten ihre Seele. Sie befragte sich aufrichtig und fand zwei Wesen in sich. Es gab in ihr eine Frau, die überlegte und eine zweite, die fühlte; diese litt und die andere wollte nicht leiden. Welchen Gewinn hatte es ihr gebracht, daß ihre Jugend keusch und jungfräulich geblieben war, daß sie ihr Verlangen nach einem Leben voll Vergnügen und Abwechslungen unterdrückt und daß sie der Gesellschaft die großen Opfer gebracht hatte? Obgleich alles in ihr Liebe war und Liebe verlangte, fragte sie sich nun doch, wozu noch jetzt Vollkommenheit des Körpers, Lächeln und Grazie? Ihre Schönheit war ihr unerträglich, denn sie war nutzlos.

Und ihr Geliebter hatte das, was unersetzlich ist, mit ins Grab genommen: ihre seelische Empfänglichkeit, ihre zweite Kindheit. Ihren Begierden nach noch jung, hatte sie doch nicht mehr die volle Jugend der Seele, die allein allem im Leben Schönheit, allein seinen Wert erst verleiht. Was sie hätte sein können, nicht sein zu können, dadurch mußte

sie verwelken. Und aus dieser Ueberzeugung geht der Widerwillen mit dem bitteren Geschmack auf der Zunge hervor, der den Kopf abwendet, wenn die Freude sich von neuem zeigt. Obgleich sie sich jung fühlte, fiel ihr doch die Last ihrer genußlosen Tage auf die Seele, zerriß sie und machte sie vor der Zeit alt. Mit einem Schrei der Verzweiflung fragte sie die Welt, was sie ihr zum Entsatz für die Liebe gäbe.

Sie fragte sich, ob ihre dahingeschwundene, so reine und keusche Liebe verbrecherischer gewesen wäre, wenn sie sie in die Tat umgesetzt hätte, ob nicht die Beschäftigung in Gedanken gleich verbrecherisch war: Sie machte sich ein Vergnügen daraus, sich als schuldig hinzustellen, nur um der Welt ins Gesicht zu schlagen und sich dafür zu trösten, daß sie mit dem Geliebten nicht jene völlige Vereinigung vollzogen hatte, die ihr die mildernde Zuversicht gegeben hätte, einmal das Glück ganz genossen, ganz gespendet zu haben. Sie war unzufrieden wie eine Schau-

spielerin, die einen Fehler in ihrer Rolle begangen hat und dieser Schmerz ergriff all ihre Fasern, Herz und Kopf.

Aber indem sie alle Fragen aufwarf, alle Triebfedern der verschiedenen Möglichkeiten, die die soziale, moralische und physische Natur schafft, in sich spielen fühlte, verbrauchte sich die Kraft des Denkens dermaßen, daß sie unter den widersprechendsten Gedanken keinen mehr festzuhalten vermochte. Und sie öffnete bisweilen, wenn der Nebel stieg, das Fenster und blieb gedankenlos und mechanisch stehen, um den feuchten und erdigen Geruch der Luft einzuatmen.

Eines Tages, gegen Mittag, als die Sonne die Luft etwas klarer machte, trat ihre Kammerfrau ohne Befehl ein und sagte:

„Schon zum vierten Mal kommt der Herr Pfarrer, um die Frau Marquise zu sprechen, und heute besteht er so fest darauf, daß wir nicht mehr wissen, was wir ihm antworten sollen.“

„Er will ohne Zweifel etwas Geld für die

Armen, nehmen Sie fünfundzwanzig Louis und bringen Sie sie ihm in meinem Namen.“

„Der Herr Pfarrer weigert sich, das Geld anzunehmen, er wünschte die Frau Marquise selbst zu sprechen“, meldete einen Augenblick darauf die Kammerfrau von neuem.

„So mag er kommen“, bestimmte Julie in übler Laune.

Sie hatte ihre Mutter in zartem Alter verloren und ihre Erziehung war durch die Revolution, die die religiösen Bande in Frankreich lockerte, beeinflußt worden. Sie nahm keine religiösen Uebungen vor. Ein Priester war für sie ein öffentlicher Beamter, dessen Nutzen ihr bestreitbar erschien. In ihrer jetzigen Lage konnte die Religion ihre Leiden nur noch schmerzlicher machen, und da sie gerade den Dorfgeistlichen am wenigsten Vertrauen schenkte, war sie entschlossen, diesen, der ihr gemeldet wurde, wieder fortzuschicken und ihn sich nach Art der Reichen durch eine Wohlthat vom Hals zu schaffen.

Der Pfarrer trat ein und sein Anblick

änderte ihren Beschluß nicht. Sie erblickte einen dicken, kleinen Mann mit gewölbtem Bauch und einem roten, alten Gesicht voll Runzeln, das sich zu lächeln bemühte, aber es nur schlecht konnte; sein kleiner Schädel war auch voll Furchen und er sank ein wenig vornüber, so daß das Gesicht kleiner erschien. Ueber dem Nacken war der Hinterkopf von weißen Haaren eingefaßt, die vorn bis zu den Ohren reichten. Eine gewisse natürliche Heiterkeit lag auf dem ganzen Gesicht. Die dicken Lippen, die leicht aufgestülpte Nase, das Kinn, das in einem doppelten Faltenwurf verschwand, zeugten von einem glücklichen Charakter. Die Marquise bemerkte anfangs nur diese Züge; aber beim ersten Wort, das er sprach, überraschte sie die rührende Milde seiner Stimme. Sie blickte ihn genauer an und bemerkte unter den ergrauten Brauen Augen, die geweint hatten; ferner verlieh der Umriß des Profils dem ganzen Kopf einen so erhabenen Ausdruck von Schmerz, daß sie in diesem Pfarrer einen Mann fand.

„Frau Marquise, die Reichen gehören uns nur, wenn sie leiden; und das Leiden einer jungen, verheirateten, schönen, reichen Frau, die weder Kinder noch Verwandte verloren hat, läßt sich erraten und ist durch Wunden verursacht, die nur die Religion mildern kann. Ihre Seele ist in Gefahr, Frau Marquise. Ich rede jetzt mit Ihnen nicht von dem ewigen Leben, das uns erwartet. Nein, ich nehme jetzt keine Beichte ab. Werden Sie einem Greis seine Zudringlichkeit verzeihen, da sie ja um Ihr Glück besorgt ist?“

„Von Glück ist bei mir nicht mehr die Rede, Herr Pfarrer. Ich werde Ihnen bald angehören, wie Sie es nennen, aber für immer.“

„Nein, Frau Marquise, an dem Schmerz, der Sie bedrückt, werden Sie nicht sterben. Würde er zum Tod führen, so wären Sie nicht in Saint-Lange. Ich habe noch schrecklichere, noch furchtbarere Schmerzen gekannt, die doch nicht zum Tode führten.“ Und als sie eine Bewegung des Unglaubens machte, fuhr

er fort: „Ich kenne einen Menschen, dessen Unglück so groß war, daß Ihnen Ihr Schmerz im Vergleich zu seinem gering vorkommen würde.“

Sie blickte ihn mit so fragender Miene an, daß er sich unmöglich täuschen konnte.

„Dieser Mann war ein Vater, der von einer ehemals zahlreichen Familie nur noch drei Kinder besaß. Er hatte hintereinander die Eltern, eine Tochter und sein Weib verloren. Seine drei Söhne dienten, während er allein auf seinem kleinen Gut saß, in der Armee. In den hundert Tagen ging der Aelteste in die Garde über und wurde Oberst; der zweite war Bataillonschef in der Artillerie und der Jüngste war Eskadronschef bei den Dragonern. Frau Marquise, diese drei Kinder liebten ihren Vater ebenso heiß wie er sie. Keine Woche verging, ohne daß er einen Brief von ihnen erhielt; er war mehr als ihr Vater gewesen, er hatte sich zu ihrem Freund, zu ihrem Bruder gemacht. Zuletzt begab er sich nach Paris, um vor ihrem Abmarsch nach

Belgien Abschied von ihnen zu nehmen; er wollte sehen, ob sie gute Pferde hätten, ob ihnen nichts fehle.

Der Krieg beginnt, aus Fleuris und Ligny empfing er Briefe. Alles ging gut. Dann kommt die Schlacht bei Waterloo, und Sie, Frau Marquise, kennen den Ausgang. Frankreich wird durch einen einzigen Schlag in Trauer versenkt. Alle Familien schweben in tiefster Angst. Er, können Sie sich denken, wartet, er hatte weder Rast noch Ruh, er las die Zeitungen, er ging alle Tage selbst auf die Post. Eines Abends meldete man ihm den Burschen seines ältesten Sohnes, des Obersten. Als er ihn auf dem Pferd seines Herrn reiten sah, brauchte er keine Frage mehr zu stellen: der Oberst war gefallen, von einer Kugel zerrissen. Gegen Ende des Abends kommt zu Fuß der Bursche des Jüngsten an: der Jüngste war am Tage nach der Schlacht gestorben. Endlich um Mitternacht, meldet ein Artillerist den Tod des letzten Kindes, auf das dieser arme Vater in so kurzer

Zeit sein ganzes Leben gesetzt hatte. Ja, Frau Marquise, sie waren alle gefallen.“

Nach einer Pause fügte er mit sanfter Stimme hinzu: „Und der Vater blieb leben. Er sah ein, wenn ihn Gott auf Erden ließe, müsse er noch länger leiden, und er leidet. Aber er hat sich in den Schoß der Religion geflüchtet. Was konnte er werden?“

Die Marquise sah den Mann da vor sich an, der ihr seine Geschichte erzählt hatte und wartete auf das Wort, das ihr Tränen entriß.

„Priester, Frau Marquise. Er wurde durch Tränen geweiht, bevor er am Altar geweiht wurde.“

Einen Augenblick herrschte ein Schweigen. Die Marquise und der Pfarrer blickten durch das Fenster, nach dem nebligen Horizont, als könnten sie dort die sehen, die nicht mehr waren.

„Nicht Priester in einer Stadt, sondern einfacher Dorfgeistlicher“, fuhr er fort.

„Zu Saint-Lange“, sagte sie und trocknete sich die Tränen.

„Ja, Frau Marquise.“

Nie hatte sich ihr die Majestät des Schmerzes großartiger gezeigt und dies: „Ja, Frau Marquise“, erschütterte sie. Diese Stimme, die so ernst klang, schnürte das Herz zusammen. Die Frau, die Julie und eine Dame gewesen, verstand den Priester, und eine ruhige Ehrerbietung stieg in ihr auf.

„Nun, Herr Pfarrer, und wenn ich nicht sterbe, was soll dann aus mir werden?“

„Frau Marquise, haben Sie nicht eine Tochter?“

„Ja“, sagte sie und wurde kälter.

Der Pfarrer blickte sie ungefähr so an, wie ein Arzt einen gefährlich Kranken ansieht, und entschloß sich, alles aufzubieten, um sie dem bösen Geist, der schon die Hand nach ihr ausstreckte, streitig zu machen.

„Sie sehen es, Frau Marquise, wir müssen mit unseren Schmerzen leben. Erlauben Sie mir, wiederzukommen und Sie die Stimme eines Mannes hören zu lassen, der mit allen Kümernissen zu sympathisieren gelernt hat

und der, wie ich glaube, nichts allzu abschreckendes hat?“

„Bitte, Herr Pfarrer, kommen Sie wieder. Ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben.“

Ihre krampfhaft angespannte Seele spannte dieser Besuch gleichsam ab. Sie hatte einen unverhofften Vertrauten gefunden. Aber sie fiel bald in ihre bitteren Betrachtungen zurück und sagte sich, daß dieser Teilnehmer ihres Schmerzes weder ihre Bande noch ihre Zukunft erleichtern werde. Zwei Tage später kam der Pfarrer wieder und der Empfang bewies ihm, daß sein Besuch ersehnt war.

„Nun, Frau Marquise, haben Sie ein wenig an die Menge der menschlichen Leiden gedacht! Haben Sie die Augen zum Himmel emporgehoben? Haben Sie dort diese zahllosen Welten gesehen, die unsere Schmerzen lindern, indem sie unsere Wichtigkeit vermindern und unsere Eitelkeit vernichten?“

„Nein, Herr Pfarrer“, sagte sie. „Die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens

liegen mir zu sehr auf dem Herzen, und zerreißen es mir zu grausam, als daß ich mich zum Himmel zu erheben vermag. Aber die Gesetze selbst sind vielleicht nicht so grausam als die Forderungen, die die Welt Sitte nennt. O, die Welt. . .“

„Wir müssen beiden gehorchen, Frau Marquise.“

„Der Gesellschaft gehorchen? . . . Herr Pfarrer, von ihr stammen all unsere Leiden. Wir, die Frauen, werden von der Gesellschaft noch unendlich mehr mißhandelt als von der Beschaffenheit, die uns die Natur nun einmal gegeben hat. Die Natur legt uns körperliche Schmerzen auf, die die Männer nicht erleichtern, aber die Zivilisation ist ein Verrat. An unserer Natur gehen wir zugrunde, die schwachen, aber die Männer verurteilen uns, zu leben, um einem beständigen Unglück überlassen zu sein. Die Ehe, auf der die ganze Gesellschaft von heute beruht, macht uns allein ihre ganze Schwere fühlbar; für den Mann die Freiheit, für die Frau die Pflichten.

Ihnen, Herr Pfarrer kann ich alles sagen. Denn die Ehe, wie sie heute geführt wird, scheint mir eine legitime Prostitution zu sein. Aus ihr sind meine Leiden entstanden. Aber unter den unglückseligen Geschöpfen, die so zusammengekettet sind, muß ich allein Still-schweigen bewahren, ich allein bin die Urheberin meines Unglückes, ich habe meine Heirat verlangt. . . .

In diesem tiefen Elend, in diesem Ozean von Schmerz hatte ich eine Insel, auf deren Flugsand ich einen Halt fand, auf der ich litt. Ein Sturmwind hat alles fortgerissen. Jetzt sterbe ich allein, ohne Stütze, zu schwach gegen die Stürme.“

„Wir sind nie schwach, wenn Gott mit uns ist“, versetzte der Priester. „Und im übrigen — wenn Ihnen nichts mehr bleibt, auf das Sie Ihre Liebe übertragen können, bleiben Ihnen nicht noch Pflichten, die Sie erfüllen müssen?“

„Immer Pflichten . . .!“ rief sie mit einer gewissen Ungeduld. „Aber, wo ist das, was

mir die Kraft, den Trieb gibt, sie zu erfüllen? Mein Gott, nichts von nichts oder nichts für nichts ist eins der gerechtesten Gesetze der Natur. Verlangen Sie, daß die Bäume ihr Laub hervorbringen ohne den Saft, der es hervorsprießen läßt? Die Seele hat auch ihren Saft. Und bei mir ist er für immer vertrocknet.“

„Und die Mutterschaft, Frau Marquise?“

„Halt, Herr Pfarrer, zu Ihnen will ich wahr sein, ich kann es sonst niemand gegenüber. Es gibt zwei Mutterschaften, Herr Pfarrer. Einst wußte ich von solchen Unterscheidungen nichts, heute kenne ich sie. Ich bin nur zur Hälfte Mutter und es wäre besser, ich wäre es gar nicht. Helene ist nicht von ihm, den ich liebte. Sie sind entsetzt, Herr Pfarrer? . . . Aber ist nicht ein Kind das Bild zweier Wesen, nicht die Frucht zweier Gefühle, die einander frei verlangten? Wenn es nicht an herrliche Liebestunden, an die Orte und Zeiten erinnert, wo diese beiden Wesen glücklich waren, dann ist das Kind ein verfehltes Ge-

schöpf. Meine arme kleine Helene ist das Kind ihres Vaters, das Kind der Pflicht und des Zufalls. Und in mir finde ich nur den Instinkt der Frau, das Gesetz, das uns unwiderstehlich treibt, daß wir das Geschöpf, das wir unter dem Herzen trugen, behüten.

Ich bin, im Sinne der Gesellschaft, vorwurfsfrei. Habe ich meiner Tochter nicht mein Leben und mein Glück geopfert? Wenn sie mich ruft, bewegt sie mein Herz. Wenn sie ins Wasser fiele, würde ich mich hineinstürzen, um sie zu retten. Aber sie ist doch nicht in meinem Herzen. Die Liebe hat mich von einer reineren, einer vollständigen Mutterschaft träumen lassen — für Helene bin ich das, was in der natürlichen Ordnung eine Mutter für ihre Nachkommenschaft sein muß. Sobald sie meiner nicht mehr bedarf, wird auch alles gesagt sein. Die Ursache schwindet, die Wirkungen hören auf. Ich, Herr Pfarrer, fühle es, je älter meine arme Kleine werden wird, desto mehr schnürt sich mein Herz zusammen. Während mein Herz für ein anderes

Kind unerschöpflich gewesen wäre, nicht Opfer, nur Freude gekannt hätte.

Ist es für eine Frau wirklich ein so großes Unrecht, sterben zu wollen, wenn sie weder Mutter noch Gattin ist und zu ihrem Unglück die Liebe in ihrer unendlichen Schönheit, die Mutterschaft, in ihrer grenzenlosen Freude gesehen hat? Was kann aus ihr werden? Ich, Herr Pfarrer, kann es Ihnen sagen: Hundert Mal am Tage, hundert Mal in der Nacht erfaßt ein schrecklicher Schauer meinen Kopf, mein Herz und meinen Körper, sobald mir eine einzige Erinnerung die Bilder eines Glückes vor die Augen ruft, das ich größer vorstelle, als es vielleicht wäre. „Was würde wohl aus deinem Leben geworden sein, wenn . . .“ Und mein Kind täuscht sich nicht. Eine Mutter hat Blicke, Töne, Bewegungen, die die Seele ihres Kindes formen; und meine arme Kleine fühlt meinen Arm nicht zittern, meine Stimme nicht beben, meine Augen nicht weich werden, wenn ich sie ansehe, wenn ich zu ihr spreche oder sie

in meine Arme nehme. Sie wirft mir anklagende Blicke zu, die ich nicht aushalte. Mitunter zittere ich, daß mir in ihr mein Gericht erwächst, vor dem ich nicht bestehen werde, weil es mich nicht wird anhören wollen. Gebe der Himmel, daß nicht einst der Haß zwischen uns tritt. Großer Gott, öffne mir lieber das Grab, laß mich in Saint-Lange ein Ende nehmen! Ich will in die Welt gehen, wo ich meine Seele wiederfinde, wo ich ganz Mutter sein kann. . . . Oh, Herr Pfarrer, Verzeihung, ich bin wahnsinnig. Die Gedanken erstickten mich, ich mußte sie sagen. . . . Sie weinen auch, Sie werden mich nicht verachten. . . . Helene, Helene, mein Kind, komm“, rief sie voll Verzweiflung, als sie ihr Töchterchen hörte, das von seinem Spaziergang zurückkehrte.

Die Kleine kam lachend und schreiend, sie hatte einen Schmetterling gefangen und brachte ihn mit. Als sie aber ihre Mutter in Tränen sah, verstummte sie, setzte sich neben sie und ließ sich auf die Stirn küssen.

„Sie wird sehr schön werden“, sagte der Pfarrer.

„Sie ist ihr leibhaftiger Vater“, erwiderte die Marquise und küßte das Kind mit einer leidenschaftlichen Glut, als hätte sie eine Schuld gut zu machen.

„Du bist sehr heiß, Mama!“

„Geh, mein Engel, und laß uns noch ein wenig allein“, antwortete Julie.

Das Kind ging ohne Bedauern, ohne seine Mutter anzusehen, fast glücklich, ein trübes Gesicht zu fliehen und voll Verständnis, daß die Gefühle, die sich darauf spiegelten, ihm abgeneigt waren. Das Lächeln ist Mitgefühl, Sprache und Ausdruck der Mutterschaft. Die Marquise konnte nicht lächeln. Sie errötete, als sie den Pfarrer anblickte. Sie hatte gehofft, sich als Mutter zeigen zu können, aber weder sie noch ihre Tochter waren imstande gewesen zu lügen. Und der Geistliche ermaß den Abgrund, der sich zwischen der Mutterschaft des Fleisches und der Mutterschaft des Herzens auftut. Und er sagte:

„Sie haben recht, Frau Marquise, es wäre Ihnen besser, tot zu sein.“

„Sie verstehen meine Leiden, Herr Pfarrer, da Sie, der christliche Priester, die unseligen Entschlüsse, die sie mir eingaben, erraten und billigen. Ja, ich habe mir den Tod geben wollen, aber mir hat der nötige Mut gefehlt. Mein Körper war feige, als meine Seele stark war, und als meine Hand nicht mehr zitterte, schwankte meine Seele. Wie traurig, ich bin ein Weib, ohne Beharrlichkeit im Wollen, stark nur, um zu lieben. Ich verachte mich. Des Abends, als meine Leute schliefen, ging ich mutig zum Wasser, aber als ich am Rand stand, empfand ich Entsetzen vor der Zerstörung. Als ich mich wieder im Bett befand, faßte ich neuen Mut. In einem dieser Augenblicke nahm ich Laudanum; aber ich wurde unwohl und bin nicht gestorben. Ich hatte geglaubt, das ganze Fläschchen getrunken zu haben, aber es war die Hälfte übrig geblieben.“

„Sie sind verloren. Frau Marquise“, sagte

der Pfarrer schwer und mit erstickter Stimme: „Sie werden in die Welt zurückkehren und die Welt betrügen. Sie werden in ihr suchen und finden, was Sie als Entschuldigung für Ihr Leiden betrachten. Und dann, eines Tages, wird die Strafe kommen. . . .“

„Ich“, rief sie, „ich soll dem ersten besten Schurken, der die Komödie einer Leidenschaft spielen wird, die kostbarsten, die tiefsten Schätze meines Herzens hingeben und mein Leben für einen Augenblick eines zweifelhaften Vergnügens vernichten lassen? Ich fühle eine reinere Flamme. Meine Zukunft ist schrecklich, ich weiß es. Die ohne Belohnung erfüllten Pflichten der Familie werden mich langweilen; ich werde das Leben verwünschen, aber meine Tochter soll an ihrer Mutter wenigstens alles schön und rein finden. Ich werde ja nicht einmal die Freude erleben, die den Müttern das Glück ihrer Kinder gewährt. Ich glaube nicht an das Glück. Was wird Helenens Schicksal werden? Wahrscheinlich das meine. Welche Sicherheit haben

die Mütter, daß sie ihren Töchtern den Mann geben, der zu ihnen paßt? Man verhöhnt arme Geschöpfe, die sich dem ersten besten Mann für einige Taler verkaufen, während die Gesellschaft die sofortige und ganz anders furchtbare Vereinigung eines jungen reinen Mädchens und eines Mannes, den es noch nicht drei Monate kennt, duldet, ermutigt. . . . Das ist unser Schicksal, von seinen beiden Seiten betrachtet: öffentliche Prostitution und Schande, geheime Prostitution und Unglück. Schönheit und Tugend sind in diesem menschlichen Bazar keine Werte, und man nennt diese Höhle des Egoismus Gesellschaft.“

„Frau Marquise, Ihre Reden beweisen, daß weder der Familiengeist noch der religiöse Geist Eindruck auf Sie machen.“

„Gibt es denn eine Familie? Ich muß sie leugnen, in einer Gesellschaft, die bei dem Tode des Vaters oder der Mutter die Güter teilt und jeden auffordert, seine eigenen Wege zu gehen.“

„Frau Marquise, Sie werden nicht eher zu Gott zurückkehren, als bis seine Hand schwer auf Ihnen liegen wird.“

Der Pfarrer zeigte trotz allem den apostolischen Mut und kam noch mehrere Male wieder. Allein er verlor an dem Tage den Mut, an dem er wahrnahm, daß die Marquise nur deshalb gern mit ihm plauderte, weil es ihr einen süßen Genuß bereitete, von dem zu plaudern, der nicht mehr war. Darauf stellte er diese Unterhaltungen ein und unterhielt sich mit ihr nach und nach nur von den gewöhnlichen Gesprächsstoffen.

Der Frühling brach an. Die Marquise begann, sich in müßigen Stunden mit ihrem Gut zu beschäftigen und ordnete zu ihrem Zeitvertreib einige Arbeiten an. Im Oktober verließ sie Saint-Lange. Als die Kalesche durch das Dorf fuhr, empfing sie den Gruß des Pfarrers; aber als sie ihn erwiderte, senkte sie die Augen und wandte den Kopf ab.

Der Pfarrer behielt nur allzu Recht gegen diese arme Diana von Ephesus.

3. Mit dreißig Jahren.

Ein junger Mann, der große Aussichten hatte und aus einem der historischen Häuser stammte, deren Name, allen Gleichheiten vor dem Gesetz zum Trotz, aufs engste mit dem Ruhme Frankreichs verknüpft ist, befand sich auf einem Ball bei Frau Firmiani. Karl von Vendenesse wollte sich von der Dame verabschieden, die ihm für seine bevorstehende Reise Empfehlungsbriefe an Freundinnen in Neapel mitgegeben hatte.

Er war Diplomat. Nachdem er mehrere Aufträge mit Geschick ausgeführt hatte, war er eben einem der bevollmächtigten Gesandten Frankreichs beim Kongreß von Laibach attachiert worden. Auf dem Ball der Frau Firmiani wollte er von Paris, seinen Vergnügungen, dem ganzen oft verläumderten und doch so schönen rasenden Taumel Abschied nehmen. Aber seit drei Jahren daran gewöhnt, die Hauptstädte Europas

nach den Launen seiner diplomatischen Karriere zu besuchen und zu verlassen, hatte er sich bei seinem Scheiden von Paris nur nach wenigen zurückzusehnen.

Die Frauen machten keinen Eindruck mehr auf ihn: vielleicht betrachtete er eine starke Leidenschaft als etwas, das einen zu großen Raum im Leben eines Diplomaten einnehmen würde; vielleicht erschien ihm die kleinliche Beschäftigung mit einer oberflächlichen Galanterie zu nichtig für eine starke Seele. Wir alle machen Anspruch auf Seelenstärke. In Frankreich will kein Mann, und wäre er ein ganz mittelmäßiger Mensch, bloß für geistreich gelten: Vandenesse hatte sich, obwohl er erst dreißig Jahre zählte, philosophisch daran gewöhnt, dort, wo die jungen Leute seines Alters Gefühle, Vergnügungen, Illusionen finden, nur noch Ideen, Resultate, Mittel zu sehen. Er drängte seine natürliche Glut und Kraft in die Tiefen seiner Seele zurück. Er strebte danach, ein kalter Berechner zu werden, seine geistigen Reich-

tümer in liebenswürdige Formen und Verführungskünste umzusetzen, um das zu erreichen, was man eine schöne Stellung im Leben nennt. Aber im Grunde war sein Herz eher anspruchsvoll als blasiert, mehr unbeschäftigt als verdorben.

Er warf einen letzten Blick auf die Salons, in denen man tanzte; er studierte das so ganz französische Treiben, den Glanz und die unbekümmerten Gesichter auf diesem Fest, und verglich sie in Gedanken mit dem neuen, das ihn in Neapel — er wollte dort ein paar Tage verweilen, bevor er sich zum Kongreß begab — erwartete, in einem Land, das er nur aus widersprechenden Urteilen oder schlecht geschriebenen Büchern kannte. Er hielt einen kleinen Monolog:

„Da sind sie nun, die eleganten, reichen und berühmten Frauen von Paris, die Berühmtheiten des Tages, der Tribüne, der Literatur. Und doch sehe ich nur kleinliche Intriguen, totgeborene Liebschaften, nichts-sagendes Lächeln, glanzlose Blicke, viel aber

zwecklos verschwendeten Geist. Keines von diesen beredten Gesichtern läßt eine Seele erkennen, Gewissensbisse und Leiden verbergen sich unter Witzeleien. Keine von den Frauen ist da, mit denen ich kämpfen möchte, die einen Mann in einen Abgrund reißen. Wo wäre Energie in Paris zu finden? Ein Dolch ist eine Merkwürdigkeit, die man an goldenen Nägeln aufhängt und mit einer hübschen Scheide schmückt. Es gibt keine Leidenschaften mehr, weil die Individualitäten verschwunden sind. Die Geister und Vermögen sind nivelliert worden, wir alle haben schwarze Kleider angezogen, als ob wir über das gestorbene Frankreich trauerten. Zwischen zwei Menschen, die sich lieben, müssen Gegensätze, Zwischenräume ausgeglichen werden. Dieser Reiz der Liebe ist 1789 geschwunden. Unsere Langeweile, unsere faden Sitten sind das Ergebnis unseres politischen Systems. In Italien ist das alles anders. Dort sind die Frauen noch böartige Geschöpfe, gefährliche Sirenen.

ohne berechnende „Vernunft“, ohne eine andere Logik als die ihrer Begierde und Sehnsucht, Tigerkatzen, vor denen man sich in acht nehmen muß.“

Frau Firmiani unterbrach den Monolog:

„Ich will Sie einer Frau vorstellen, die das größte Verlangen trägt, Sie kennen zu lernen.“ Sie führte ihn in einen Salon nebenan und deutete mit einer echt pariserischen Gebärde, einem Lächeln und Blick auf eine Frau, die an der Ecke des Kamins saß.

„Wer ist sie?“ fragte Vandenesse lebhaft.

„Eine Frau, von der Sie sicher schon mehr als einmal gesprochen haben, eine Frau, die in der Einsamkeit lebt, ein geheimnisvolles Wesen.“

„Wenn Sie in Ihrem Leben je gnädig gewesen sind, so nennen Sie mir ihren Namen.“

„Die Marquise von Aiglemont.“

„Ich werde Unterricht bei ihr nehmen; sie hat es verstanden, aus einem sehr mittelmäßigen Ehemann einen Pair von Frankreich zu machen, aus einer Null eine politische Ka-

pazität. Aber sagen Sie: glauben Sie, daß Lord Grenville um ihretwillen gestorben ist?“ —

„Vielleicht. Seit diesem Abenteuer ist die arme Frau jedenfalls völlig umgewandelt. Sie ist noch nicht in die Welt zurückgekehrt. Eine Treue von vier Jahren will in Paris etwas bedeuten.“

Vandenesse blieb einen Augenblick an die Tür gelehnt und betrachtete die Frau, die plötzlich berühmt geworden war, ohne daß jemand eine eigentliche Auskunft geben konnte. Der Ruf der Marquise Aiglemont war sicher nicht ungewöhnlicher als der gewisser Männer, die unaufhörlich mit einem unbekanntem Werk beschäftigt sind: Statistiker, die auf Grund von Berechnungen, die zu veröffentlichen sie sich hüten, für tief gelten; Politiker, denen ein Zeitungsartikel zu diesem Namen verholfen hat. Schriftsteller oder Künstler, deren Werk ewig im Arbeitszimmer bleibt — das wundervolle Wort „er ist ein Spezialist“, erscheint für

kopflose Literaten und Politiker wie geschaffen.

Die Marquise, damals dreißig Jahre alt, war schön, wenn auch von außerordentlicher Zartheit. Jeder geistig hervorragende Mann fühlte sich zu dieser Frau seltsam hingezogen. Ihr Auge war in seiner Tiefe voll Kraft, schien aber von einem unaufhörlichen Gedanken verschleiert. Wie fast alle Frauen, die sehr langes Haar haben, war sie blaß und vollkommen weiß. Ihre Haut, die (ein selten trügendes Kennzeichen) von wunderbarer Feinheit war, verkündete eine wirkliche Reizbarkeit. Der Hals war vielleicht ein wenig lang, aber er gab ihr eine unbestimmte Aehnlichkeit mit den magischen Bewegungen der Schlange.

Die Art, wie sie ihre beiden Arme auf die Lehnen des Sessels stützte, und die Fingerspitzen der Hände zusammenhielt, die Beugung des Halses, die Nachlässigkeit ihres müden und geschmeidigen Körpers gab eine am Leben teilnahmlose Frau zu erkennen,

die die Entzückungen der Liebe nie gekannt, aber von ihnen geträumt hat.

Vandenesse wollte sehen, wie sie sich bei banalen Phrasen benehmen würde:

„Eine glückliche Indiskretion hat mich erfahren lassen, daß ich, ich weiß nicht wofür, das Glück habe, von ihnen ausgezeichnet zu werden. Sie werden dafür verantwortlich sein, wenn ich nun nicht mehr bescheiden sein werde.“

Sie lachte. „Sie haben Unrecht, man soll die Eitelkeit denen überlassen, die sonst nichts haben.“

Darauf entspann sich eine Unterhaltung, die in einem Augenblick alle möglichen Gegenstände berührte, Malerei, Musik, Literatur, Politik, Menschen, Ereignisse und Dinge. Darauf langten sie bei dem ewigen Gegenstand aller französischen und anderen Unterhaltungen an, der Liebe, den Gefühlen und den Frauen.

„Wir sind Sklavinnen.“

„Sie sind Königinnen.“

„Sie lassen mich lebhaft bedauern, daß ich Paris verlassen muß“, sagte Vandenesse sehr lebhaft. „Ich werde in Italien sicher keine so geistreiche Stunde erleben.“

„Vielleicht begegnet Ihnen das Glück, und das ist besser als alle glänzenden, wahren oder falschen Gedanken, die jeden Abend in Paris ausgesprochen werden.“

Bevor sich Vandenesse von der Marquise verabschiedete, erhielt er die Erlaubnis, ihr noch einmal Adieu sagen zu dürfen.

Eine Frau von dreißig Jahren hat für einen jungen Mann unwiderstehliche Reize. Ein junges Mädchen hat zu viel Illusionen, zu wenig Erfahrung, und das Geschlecht ist bei ihrer Liebe zu sehr beteiligt, als daß ein junger Mann sich dadurch geschmeichelt fühlen könnte: eine Frau kennt den ganzen Umfang der Opfer, die sie bringen muß. Sie wählt, jene gibt nach. Und diese Wahl ist schon allein eine ungeheure Schmeichelei. Mit ihrer Wissenschaft, die sie fast immer teuer erkaufte hat, scheint sie, wenn sie sich

hingibt, mehr zu geben als sich selbst — das Mädchen ist leichtgläubig, vermag nichts zu vergleichen, zu würdigen, es empfängt die Liebe und lernt sie kennen, es ist naiv, wo die reife Frau zärtlich ist. Die eine kennt nur Träumen und Lachen, die andere die Wollust und die schmerzhaften Ueberlegungen. Damit ein junges Mädchen sich zur Geliebten hergeben kann, dazu muß es sehr verderbt sein und man verläßt es mit Ekel: die andere hat tausend Mittel, um sich ihren Einfluß zugleich und ihre Würde zu wahren. Das junge Mädchen glaubt alles gesagt zu haben, wenn es seine Hülle abgestreift hat; aber eine Frau hat zahllose Hüllen.

Zwischen beiden liegt die Unermeßlichkeit, die das Unbewußte vom Bewußten, die Unfähigkeit von der Kraft trennt. Eine dreißigjährige Frau kann alle Sehnsucht und alle Begierden erfüllen, ein junges Mädchen keine, oder es ist kein Mädchen mehr.

Die Heiligkeit der Frauen ist mit den

Pflichten und Freiheiten der Welt unvereinbar. Die Frauen emanzipieren, heißt sie verderben. Gibt man sich, wenn man einen Fremden einlädt, in das Heiligtum der Häuslichkeit einzutreten, nicht seiner Gnade preis, und begeht eine Frau, die ihn dazu auffordert, nicht einen Fehler, oder seinen Anfang? Man muß diese Anschauung in ihrer ganzen Strenge annehmen und einräumen, oder die Leidenschaft freisprechen. Bis jetzt hat die Gesellschaft in Frankreich nur einen Mittelweg gefunden: sie spottet über das Unglück, sie duldet, wie die Spartaner den Raub und bestraft nur die Ungeschicklichkeit. Aber vielleicht ist dies System recht weise.

Als Vandenesse vom ersten Besuch bei Julie zurückkehrte, war er überzeugt, daß sie zu den Frauen gehöre, deren Eroberung zu große Opfer koste, als daß man es unternehmen darf, sie zu lieben.

„Es würde eine unübersehbare Liebelei sein, eine Unterhandlung, die den ehrgeizig-

sten Diplomaten ermüden könnte. Indessen, wenn ich wollte . . .“

„Wenn ich wollte“: dieser Gedanke hat die Starrköpfe beständig ins Verderben gestürzt. In Frankreich führt die Eigenliebe zur Leidenschaft. Er kehrte zur Marquise zurück, und glaubte zu bemerken, daß sie Gefallen an seiner Unterhaltung fände. Anstatt sich dem Glück zu lieben mit ganzer Natürlichkeit zu überlassen, wollte er nun eine doppelte Rolle spielen. Er versuchte, leidenschaftlich zu erscheinen, darauf kalt den Verlauf zu gliedern, Liebhaber und Diplomat zugleich zu sein. Aber er war großherzig und jung: diese Prüfung mußte ihn zu einer Liebe ohne Grenzen führen, denn Julie war stets stärker als er, ob sie sich nun natürlich oder künstlich gab.

Nach seinem vierten Besuch glossierte er die modernen Sitten: „Die Liebe nimmt die Farbe jedes Jahrhunderts an. Heute, im Jahr 1822, ist sie doktrinär. Statt sie, wie ehemals, durch Taten zu beweisen, bespricht

man sie, zerlegt sie. Die Frauen sind auf dreierlei Mittel verfallen; zuerst stellen sie unsere Fähigkeit zur Leidenschaft in Frage und behaupten, wir könnten nicht so lieben wie sie — Koketterie. Sodann stellen sie sich sehr unglücklich, um unsern natürlichen Edelmut oder unsere Eigenliebe zu erregen. Und drittens besitzen sie eine wahre Sucht nach Jungfräulichkeit. Sie mußte glauben, daß ich sie noch für einen vollkommenen Neuling halte. Meine gute Miene kann eine vortreffliche Berechnung werden.“ —

Aber eines Tages fragte er sich, ob sie nicht doch aufrichtig wäre; sie lebte in tiefer Einsamkeit und verschloß ihren Kummer vollkommen. Von diesem Augenblick an gewann Vandenesse ein lebhaftes Interesse an Julie.

„Was haben Sie denn?“ fragte sie ihn, als er ihr wieder einmal einen Besuch machte, mit leiser, fast zärtlicher Stimme.

„Nichts, oder doch, ich denke an etwas, das Sie noch gar nicht beschäftigt hat.“

„Was ist das?“

„Der Kongreß ist beendet.“

„Und Sie sollten doch zum Kongreß gehen.“

Eine bestimmte Antwort war die beredteste und angemessenste aller Erklärungen. Er gab sie nicht. All seine Hoffnungen und Zweifel zerstoben; sie wußte nicht oder schien nicht zu wissen, daß sie geliebt wurde. An diesem Abend fand er sie, wie sie immer war, einfach und freundlich, wahr in ihrem Schmerz, glücklich, einen Freund zu haben. Und als er wieder ganz jung und begeistert wurde und sie über ihren zunehmenden Kummer um Aufklärung bat, warf sie ihm einen Blick zu, der wie der Siegel eines feierlichen Vertrages war.

„Legen Sie mir keine solchen Fragen mehr vor. An einem ähnlichen Tag ist vor vier Jahren der, der mich liebte, gestorben, und er ist gestorben, um mir die Ehre zu retten. Diese Liebe hat rein, jung, voller Illusionen aufgehört. Jetzt habe ich das le-

gitime Glück verloren, das man das verbot. nennt, ohne es kennen gelernt zu haben. ' bleibt mir nichts übrig. Da ich nicht sterla konnte, so muß ich wenigstens meine Erinnerung treu bleiben."

Sie weinte nicht, sie schlug die Augen nieder und krümmte nur leicht die Finger, die sie in ihrer gewohnten Weise gekreuzt hatte. Alles wurde so einfach gesprochen, aber ihre Stimme klang so verzweiflungsvoll, wie ihre Liebe gewesen war und ließ Vandenesse keine Hoffnung. Dies schreckliche, in drei Sätzen ausgesprochene und durch die Krümmung einer Hand ausgelegte Dasein faszinierte ihn. Er beobachtete Stillschweigen, betrachtete Julie lange und ging. Er war vollkommen verliebt.

Diesmal räsionierte er folgendermaßen: „Ich liebe, und zu meinem Unglück finde ich eine Frau, die an ihren Erinnerungen hängt. Der Kampf gegen einen Toten ist schwer; er ist nicht mehr da, er mißfällt nicht und man sieht nur seine schönen Eigenschaften."

Diese Mutlosigkeit, mit der alle wahre Leidenschaft beginnt, war die letzte Berechnung seiner strebenden diplomatischen Kunst. Von nun an hatte er keine Hintergedanken mehr und wurde der Spielball seiner Sehnsucht. Er wollte platonisch lieben, kam alle Tage, um mit Julie dieselbe Luft einzuatmen, wich fast nicht mehr aus ihrem Hause und begleitete sie überall hin. Und wenn ein Gefühl wahr ist, bleibt sein Erfolg nie zweifelhaft. Muß nicht eine Frau die Beute aller Herzensängste werden, wenn sie sich darüber klar wird, daß ihr Leben von dem Mehr oder Weniger an Wahrheit, Kraft und Beharrlichkeit abhängt, das ihr Geliebter in sein Verlangen legt? Es ist einer Frau, einer Gattin, einer Mutter unmöglich, sich vor der Liebe eines jungen Mannes zu schützen. Kein Hindernis ist für so starke Verführungen zu groß. Die Abschließung der Frau, die ehemals im Orient und in Griechenland Vorschrift war und die in England wieder Mode zu werden scheint, ist die

einzigste Schutzwehr der häuslichen Moral. Aber unter der Herrschaft dieses Systems gehen alle Freuden der Welt zugrunde; dann sind weder Geselligkeit noch Feinheit und Eleganz der Sitten möglich. Die Nationen werden wählen müssen.

Und Julie ihrerseits fand einige Monate nach ihrem Zusammentreffen mit Vandenesse ihr Leben eng mit seinem verbunden. Sie erstaunte, ohne große Verwirrung und sogar mit einem gewissen Vergnügen. Schon von der Leidenschaft erfaßt, sagte sich die anbetungswürdige Frau und glaubte daran:

„Nein, ich werde dem treu bleiben, der für mich starb.“

Aber an dem Tage, an dem sie sich gestand, daß sie geliebt wurde, schwankte sie zwischen tausend widersprechenden Gefühlen. Sollte sie das Glück außerhalb der Gesetze finden können? Aber kann je das Glück zu teuer bezahlt werden? Und würde sie das Glück, nach dem sie sich so gesehnt hatte, nach dem sich zu sehnen so natürlich ist, viel-

leicht endlich treffen? Die Neugier tritt stets für die Sache der Verliebten ein.

Mitten in dieser Ueberlegung trat Vandenesse ein. Er fand Julie nachdenklich, und als er sie beredt und leise fragte: „Was haben Sie?“, hütete sie sich, zu antworten. Seine Frage verriet ein völliges Einverständnis der Seelen: In welchen Abgrund mußte sie sinken, wenn jedes Wort schon eine Bedeutung hatte, die nur sie verstand. . .

„Ich fühle mich leidend“, sagte sie endlich.

„Weil Leib und Seele eines sind“, antwortete er gedämpft und leidenschaftlich; „wären Sie glücklich, dann würden Sie jung und frisch sein. Weshalb verlangen Sie von der Liebe nicht alles, was Ihnen die Liebe geraubt hat? In dem Augenblick halten Sie das Leben für beendet, wo es für Sie erst beginnt. Vertrauen Sie sich der Sorge eines Freundes an. . . . Es ist so süß, geliebt zu werden.“

Sie wehrte sich durch eine Koketterie, die ihr ganz fremd war.

„Ich bin schon alt. Würde es edel von mir sein, für ein junges Herz ein altes zu geben, Illusionen anzunehmen, die ich nicht mehr teilen kann? Die erste Liebe ersetzt man nie. Welcher Mann würde wohl um diesen Preis mein Herz wollen?“ Und im Herzen dieser Frau stieg der Gedanke auf: „Wenn er den Mut verliert, werde ich allein und treu bleiben.“

Als er sie so sprechen hörte, wurde Vandenesse von einem unwillkürlichen Zittern ergriffen, das auf Julie heftiger wirkte als all sein früheres Werben. Er sagte kalt:

„Vielleicht haben Sie recht. Neue Liebe, neue Leiden.“

Darauf änderte er das Gespräch und plauderte von gleichgültigen Dingen; aber er blickte sie mit durchdringender Aufmerksamkeit an, als sähe er sie zum letztenmal. Endlich schied er von ihr und sagte in starker Bewegung:

„Leben Sie wohl, Frau Marquise.“

„Auf Wiedersehen“, antwortete sie mit

feiner Koketterie, die nur wenige Frauen kennen. Er antwortete nicht und ging.

Als er fort war, als sein leerer Stuhl für ihn sprach, empfand sie ein tausendfaches Bedauern und schrieb sich die ganze Schuld zu. In dem Augenblick, in dem eine Frau glaubt, nicht edelmütig gehandelt zu haben, macht die Leidenschaft einen gewaltigen Fortschritt bei ihr.

Vandenesse blieb einige Tage fort. Jeden Abend erwartete ihn Julie voll Reue und Ungeduld. Schreiben war ein Geständnis, überdies sagte ihr ihr Gefühl, daß er wiederkommen würde. Am sechsten Tage meldete der Kammerdiener den Marquis Vandenesse an. Ihre Freude erschreckte sie.

„Sie haben mich sehr gestraft“, sagte sie zu ihm.

„Bestraft? Und womit?“ Er verstand sie sehr wohl, aber er wollte sich rächen.

„Weshalb haben Sie mich nicht besucht?“ fragte sie ihn.

Jetzt war ihnen der Himmel der Liebe

ganz geöffnet. Himmel und Hölle sind zwei große Gedichte, die die beiden Pole ausdrücken, um die sich unser Dasein dreht, Freude und Schmerz.

Eines Abends waren die beiden Liebenden allein; sie saßen schweigend nebeneinander und sahen zu, wie die letzten Sonnenstrahlen schwache Gold- und Purpurstreifen über den reinen Himmel streuten. Ihre Hand lag in seiner, sie neigten sich aneinander und träumten in eine majestätische Himmelslandschaft aus Schnee, Eis und grauen Schatten, die die Abhänge phantastischer Berge färbten, in ein Gemälde, das aus roten Flammen und schwarzen Tinten gemalt war.

Da streiften ihre Haare sein Gesicht, sie erbehte heftig und er noch mehr. Fast unwillkürlich drückte Julie die Hand ihres Freundes und ermutigte seine Schüchternheit zu einer ersten Zärtlichkeit, einem keuschen und reinen Kuß, den er auf ihre Wange drückte.

In diesem Augenblick trat der General Aiglemont ein.

„Ein Kabinettswechsel hat stattgefunden“, sagte er. „Ihr Onkel ist Mitglied des neuen Ministeriums. So haben Sie also die schönste Aussicht, Gesandter zu werden, Vandenesse.“

Karl und Julie blickten sich errötend an.

„Ich beabsichtige, Paris nicht mehr zu verlassen“, erwiderte er.

„Wir wissen, weshalb“, meinte der General mit der Miene eines Mannes, der ein Geheimnis entdeckt. „Sie wollen sich nicht von Ihrem Onkel trennen, um Erbe seiner Pairschaft zu werden.“

Die Marquise zog sich in ihr Zimmer zurück, während sie über ihren eigenen Mann das schlimme Wort sagte:

„Er ist auch zu dumm.“



4. Der Finger Gottes.

Zwischen der Barrière d'Italie und der Barrière de la Santé, auf dem inneren Boulevard, der zum botanischen Garten führt, gibt es eine entzückende Aussicht. Man erreicht eine leichte Erhebung oder Anschwellung: schön wie ein grüner und schweigender Waldweg zieht sich im Schatten starkkroniger Bäume der Boulevard dahin, und zu deinen Füßen liegt ein tiefes Tal mit halbländlichen Fabriken, durch das die braune Bièvre und die Gobelins fließen. Auf dem gegenüberliegenden Abhang verbergen einige tausend Dächer, dicht gedrängt wie die Köpfe einer Volksmenge, das Elend der Vorstadt Saint-Marceau. Die prächtige Kuppel des Pantheon, der finstere und melancholische Dom von Val-de-Grace beherrschen stolz die ganze Stadt, die wie ein Amphitheater aufgebaut ist und dessen Stufen die gewundenen Straßen sind. Linker Hand erhebt sich ein schwar-

zes und fleischloses Gespenst, die Sternwarte, etwas weiter leuchtet wie eine schlanke Laterne der Invalidendom, zwischen den bleulichen Steinmassen des Luxembourg und den grauen Türmen von Saint-Sulpice. Rechter Hand gewahrt man den langen weißblinkenden Spiegel des Kanals Saint-Martin, von blühenden Linden und römischen Bauten eingefabt.

Im Hintergrund verlieren sich die dunstigen Hügel von Belleville mit ihren Häusern und Windmühlen unmerklich in die Wolken. Aber zwischen der Dachreihe, die das Tal abschließt und diesem Horizont, der unbestimmt wie eine Erinnerung aus der Kindheit ist, liegt noch eine ganze Stadt, die du nicht siehst, eine ungeheure Stadt zwischen dem Hospital de la Pitié und dem Ostkirchhof, zwischen Leiden und Tod. Wenn die Sonne flutendes Licht über Paris gießt, daß alle Linien deutlich werden, wenn die Fenster brennen, die Ziegel und goldenen Kreuze in Flammen stehen, die Mauern weiß

glühen und die Luft ein gewebter Schleier ist, wenn der Himmel blau strahlt und die Erde rauscht und erzittert, die Glocken schwingen — dann siehst du eine Landschaft, die du nie mehr vergißt, die dich vergewaltigt; du liebst sie abgöttisch, wie vielleicht Neapel, Konstantinopel und Florida. Alles ist in ihr, das Tosen der Welt und der poesievolle Friede der Einsamkeit, die Stimme einer Million Wesen und die Stimme Gottes. Dort ruht eine Stadt unter den friedlichen Cypressen des Père-Lachaise.

An einem Frühlingsmorgen bewunderte ich diese merkwürdige und herrliche Landschaft, an eine große Ulme gelehnt, die ihre gelben Blüten dem Wind überließ. Ich dachte mit Bitterkeit an die Geringschätzung, die wir heutzutage, bis in unsere Bücher hinein, gegen unsere Heimat zur Schau tragen. Armselige Reiche, die das schöne Frankreich langweilt, und die mit teurem Gold das Recht erkaufen, im Galopp Italien zu durchreisen, das schon so gewöhnlich geworden.

ist. Voller Liebe überschaute ich dies moderne Paris und ich träumte, als plötzlich das deutliche Geräusch eines Kusses mich aufstörte. In einer Seitenallee erblickte ich eine mit der einfachsten Eleganz gekleidete Frau. Ein schöner junger Mann setzte einen reizenden kleineren Knaben auf die Erde, so daß ich nicht wußte, ob der Kuß ihm oder der Mutter gegolten hatte. Ein und derselbe zärtliche und leidenschaftliche Gedanke leuchtete aus den Augen, dem ganzen Wesen der beiden jungen Leute.

Aber ein zweites Kind, das unzufrieden und trotzig aussah und ihnen den Rücken wandte, warf mir eigentümlich ergreifende Blicke zu. Während sein Bruder bald vor, bald hinter der Mutter und dem jungen Mann herumtollte, blieb dies Mädchen, das ebenso schön und anmutig war, aber zartere Formen hatte, regungslos und stumm, fast starr. Sobald die Erwachsenen, die auf und ab gingen, ihm den Rücken kehrten, senkte es tückisch den Kopf und schleuderte auf sie

und den kleinen Bruder einen verstohlenen, wahrhaft seltsamen Blick. Aber nichts ist imstande, die durchdringende Schlaueheit, die gehässige Naivität, die wilde Aufmerksamkeit wiederzugeben, die auf diesem kindlichen Gesicht, um dessen Augen leichte Ringe lagen, sich spiegelten, wenn die schöne Frau oder ihr Gefährte die blonden Locken des Kleinen streichelten oder seinen weißen Hals zärtlich drückten. Auf dem schmalen Kindergesicht lag die Leidenschaft eines Erwachsenen. Es litt oder dachte. Es gibt nichts Gräßlicheres als ein greisenhaftes Denken auf einer Kinderstirn, die Gotteslästerung auf den Lippen einer Jungfrau ist weniger entsetzlich.

Es war natürlich, daß ich als Beobachter die Kleine mit ihrem Bruder genau verglich. Sie hatte braunes Haar, schwarze Augen und war frühzeitig entwickelt — alles Gegensätze zu dem blonden Haar, den meergrünen Augen und der zarteren Schlankheit des Bruders. Sie war etwa sieben bis acht Jahre

alt, er vier. Sie waren gleich gekleidet. Jedoch, als ich genauer prüfte, bemerkte ich an dem Halskragen einen belanglosen Unterschied, der mir erst später einen ganzen Roman in der Vergangenheit, ein ganzes Drama in der Zukunft enthüllte: ein einfacher Saum faßte den Kragen des Mädchens ein, eine hübsche Stickerei den des Knaben.

Der Blonde, sorglos und heiter, ähnelte einem kleinen Mädchen, so frisch war seine weiße Haut, so anmutig seine Bewegungen, so zart sein Gesicht, während die Schwester trotz ihrer Kraft, der Schönheit der Züge und dem Glanz der Haut einem krankhaften Knaben glich. Ihre Augen, denen der feuchte Schmelz fehlte, der den Blicken der Kinder einen so großen Reiz verleiht, schienen wie die Augen von Hofleuten von einem inneren Feuer ausgetrocknet zu sein. Das Weiß der Haut zudem hatte einen gewissen matten, olivenfarbigen Ton, das Kennzeichen eines energischen Charakters.

Zweimal hatte der jüngere Bruder ihr mit

rührender Anmut das kleine Jagdhorn, auf dem er blies, angeboten:

„Willst du nicht auch blasen, Helene?“

Sie antwortete jedesmal nur mit einem wilden Blick.

„Mama, Helene will nicht spielen.“

„Laß sie, Karl, du weißt doch, daß sie immer ein Trotzkopf ist.“

Bei diesen Worten traten Helene Tränen in die Augen. Sie drängte sie zurück, schleuderte dem Bruder wieder einen dieser Blicke zu, die mir unerklärlich schienen, und betrachtete mit verhängnisvollem Verständnis die Böschung über der Bièvre, auf der sie stand, die Umgebung und mich.

Ich fürchtete, von dem zärtlichen Paar bemerkt zu werden und zog mich leise hinter eine Hollunderhecke zurück, die mich völlig verbarg. Als mich Helene nicht mehr sah, schien sie unruhig zu werden, mit einer unbeschreiblichen Neugier suchten mich ihre schwarzen Augen. Ich verstand sie nicht.

Die drei anderen aber waren ein bezau-

berndes Bild. In einer prachtvollen Landschaft eine schöne, weiße, lächelnde Frau, ein Kind der Liebe, ein wunderbar kraftvoller junger Mann und ein reiner Himmel. Ich ertappte mich dabei, wie ich lächelte, als ob dies Glück meines wäre.

Der junge Mann hörte es neun Uhr schlagen. Nachdem er die Dame zärtlich geküßt hatte, ging er auf seinen Wagen zu, der, von einem alten Diener gelenkt, langsam auf dem Boulevard näher kam. Er stieg ein, die junge Frau sah ihm regungslos nach, dann eilte der kleine Karl zu seiner Schwester, und ich hörte, wie er mit heller Stimme sagte: „Warum hast du meinem guten Freund nicht Adieu gesagt?“

Als Helene den Bruder am Rand der Böschung stehen sah, warf sie ihm den gräßlichsten Blick zu, der je in einem Kinderauge aufleuchtete, und stieß ihn mit einer Bewegung der Wut hinab.

Der Kleine stolperte über ein paar Wurzeln, schlug an die scharfen Steine der Mauer

und zerschmetterte sich die Stirn; ganz blutig sank er darauf in das schmutzige Wasser des Flusses; sein blonder, hübscher Kopf verschwand in den braunen, gurgelnden Strudeln.

Ich sprang auf, als ich seinen durchdringenden Schrei hörte und stürzte hinab. Helene schrie:

„Mutter, Mutter.“

Aber weder ihre noch meine Augen vermochten die Stelle zu entdecken, an der das Kind versunken war. Das Bett der Bièvre hat an dieser Strecke eine schlammige Tiefe von zehn Fuß. Und zu dieser Zeit, am Sonntagmorgen, war alles in Ruhe. Kein Kahn, kein Fischer, nicht einmal eine Stange. —

Zwei oder drei Jahre darauf befand sich eines Abends nach dem Souper ein Notar beim Marquis Vandenesse, der damals um seinen Vater Trauer hatte und den Nachlaß ordnen mußte. Dieser Notar war nicht Sternes kleiner Notar, sondern ein dicker

und fetter Pariser Notar, einer der schätzbaren Menschen, die stets mit wohlwollender Miene eine Dummheit begehen, ihre plumpe Hand auf eine unbekannte Wunde setzen und sich dann nach der Ursache des Schmerzes erkundigen, um zu versichern: „Wahrhaftig, ich wußte nichts.“ Er war recht und schlecht ein Notar, der im Leben nur Akte sah.

Frau von Aiglemont war zugegen. Der General war so höflich gewesen, sich noch vor Ende des Mahls zu verabschieden, um seine beiden Kinder in ein Boulevardtheater zu bringen. Die Unschuld triumphiert in den Melodramen immer, und daher gelten sie in Paris für Kinder geeignet.

Der Notar, der unverwüstliche Notar war, unfähig, sich zu fragen, warum die Marquise ihre Kinder und den Mann ins Theater schickte, ohne sie zu begleiten, seit dem Diner auf seinem Stuhl wie festgenagelt. Eine weitläufige Erörterung hatte das Dessert in die Länge gezogen, und die Leute warteten

darauf, den Kaffee auftragen zu können. Dieser Zwischenfall, der die kostbare Zeit wegnahm, entriß der Marquise offenkundige Bewegungen der Ungeduld, sie hätte am liebsten wie ein ungeduldiges Pferd, aufstampfen mögen. Dem Notar, der sich weder auf Pferde noch auf Frauen verstand, kam die Marquise einfach als lebhaft und übersprudelnde Frau vor. Entzückt, in der Gesellschaft einer Modedame und eines berühmten Politikers zu sein, entwickelte dieser Notar Geist.

Schon hatte sich der Hausherr erlaubt, da, wo der Notar eine lobende Antwort erwartete, wiederholt Schweigen zu beobachten; aber während diesen beredten Pausen blickte der verteuflte Mann in das Feuer und suchte nach Anekdoten. Sodann hatte der Diplomat Zuflucht zu seiner Taschenuhr genommen. Zuletzt hatte die Marquise den Hut aufgesetzt, um zu gehen, und war nicht gegangen. Der Notar sah und hörte nichts; er war über sich entzückt und überzeugt, er

interessierte die Marquise derart, daß sie einfach sich nicht losreißen konnte.

„Sie wird sicher meine Klientin“, dachte er.

Bei jeder Pause, die der ehrenwerte Mann machte, atmeten die beiden anderen auf und machten sich Zeichen, daß er nun endlich ginge. Durchaus nicht. Als Vandenesse es neun schlagen hörte, sah er ein, daß der Notar einfach ein Dummkopf sei und daß man ihn ebenso einfach verabschieden müsse: er unterbrach ihn und brachte ihn mitten in einer Erzählung durch eine Bewegung mit der Hand zum Schweigen.

„Sie wollen die Feuerzange, Herr Marquis?“ sagte der Notar und hielt sie ihm hin.

„Nein, Herr, ich muß sie Ihnen zurückgeben. Die Frau Marquise will sich mit Ihren Kindern treffen, und ich werde die Ehre haben, sie zu begleiten.“

„Schon neun Uhr! Die Zeit verstreicht wie die Dunkelheit in der Gesellschaft liebenswürdiger Leute.“

Er suchte seinen Hut, stellte sich darauf vor den Kamin, nahm ungeschickt eine Schaufel und sagte, ohne die wütenden Blicke der Marquise zu bemerken:

„Fassen wir noch einmal kurz zusammen, Herr Marquis. Die Geschäfte über alles. Morgen werden wir also Ihrem Herrn Bruder eine Vorladung zustellen lassen, dann werden wir . . .“

Er hatte die Absichten seines Klienten völlig verkehrt verstanden. Unwillkürlich verbesserte er ihn, und es ging wieder ein Stück Zeit verloren. Dann gab ihm Julie ein Zeichen und er sagte:

„Hören Sie, Sie machen mich ganz dumm. Kommen Sie morgen um neun Uhr.“

Im gleichen Augenblick rollte ein Wagen in den Hof; Julie wandte sich ab, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten. Der General trat ein; an der einen Hand hielt er seine Tochter, die rotgeweinte Augen hatte, an der anderen seinen kleinen Knaben. Er selbst war gereizt und mürrisch.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ihn seine Frau.

„Ich werde es dir nachher mitteilen“, erwiderte er und ging ins Nebenzimmer, in dem er Zeitungen gesehen hatte. Die Marquise warf sich verzweiflungsvoll auf ein Kanapee.

Der Notar, der sich verpflichtet hielt, sich mit den Kindern abzugeben, nahm einen süßen Ton an und fragte:

„Nun, mein Junge, was wurde denn im Theater gegeben?“

„Das Tal des Sturzbachs“, entgegnete Gustav widerwillig.

„So wahr ich ein Ehrenmann bin“, sagte der Notar, „die heutigen Schriftsteller sind halb verrückt. Das Tal des Sturzbachs! Warum nicht der Sturzbach des Tals! Es ist ja möglich, daß ein Tal keinen Sturzbach hat, und bei dem Ausdruck: Der Sturzbach des Tals, würden die Verfasser etwas klares, deutliches, charakteristisches und greifbares gegeben haben. Aber lassen wir das. Wie kann in einem Sturzbach und in einem Tal ein

Drama vor sich gehen? . . . Hast du dich gut amüsiert, mein Junge?“

Als er fragte, wandte sich Helene langsam um und weinte.

„O ja, es war sehr schön“, antwortete Gustav. „In dem Stück kam ein kleiner Junge vor, der niemand auf der Welt hatte, weil sein Vater nicht sein Vater hatte sein können. Als er auf der Brücke über dem Wasser steht, kommt ein ganz schwarz angezogener Mann mit einem großen Bart und wirft ihn ins Wasser. Da fing Helene an zu weinen und zu heulen, und der ganze Saal hat uns nachgesehen und ausgelacht.“

Vandenesse und die Marquise blieben beide sprachlos und ohne Kraft, zu denken.

„Gustav, schweig“, rief der General. „Ich habe dir doch verboten, darüber zu sprechen.“

Die Marquise sah ihre Tochter an und stand auf, ihr Gesicht war ernst geworden.

„Genug, Helene, trockne deine Tränen im Boudoir.“

„Was hat sie denn getan, die arme

Kleine?“ fragte der Notar. „Sie ist so süßsch . . .“ Und er fing eine Rede an, die eine Viertelstunde dauerte.

Trotz seiner Lebensart vermochte sich nun Vandenesse nicht länger zu beherrschen.

„Kommen Sie“, befahl er und schritt heftig nach dem voranliegenden Salon voraus. Dort schlug er die Tür zu und sagte:

„Herr, seit dem Diner haben Sie nichts als Albernheiten begangen und Dummheiten geredet. Um Gottes willen, machen Sie, daß Sie fortkommen. Wenn Sie ein guter Notar sind, dann bleiben Sie bei Ihrem Leisten, aber wenn Sie zufällig einmal in die Welt kommen, dann seien Sie vorsichtiger.“

Darauf ging er zurück, ohne den Notar zu grüßen.

„So sind all diese großen Herrn“, reflektierte dieser, als er sich auf der Straße befand und nach einer Droschke umsah. „Sie fordern dich auf, zu sprechen, und laden dich durch Liebenswürdigkeiten dazu ein. Du glaubst, Ihnen Freude zu machen — aber

nein! Sie sagen dir Grobheiten und werfen dich ohne Umstände zur Tür hinaus.“

Zu Hause legte er seiner Notarin das Rätsel vor, indem er Punkt für Punkt den Abend erzählte.

„Mein lieber Crotta“, meinte sie, „Seine Excellenz hatte vollkommen recht, als er dir sagte, du hättest nur Albernheiten begangen und Dummheiten geredet.“

„Wieso?“

„Ich würde es dir sagen, wenn es dich abhielte, es morgen wieder genau so zu machen. Ich empfehle dir nur, in Gesellschaft nur noch von Geschäften zu sprechen.“

„Wenn du es mir nicht sagen willst, werde ich morgen den Marquis selbst fragen.“

„Mein Gott, die dümmsten Leute suchen solche Dinge zu verheimlichen und du bildest dir ein, daß sie dir ein Gesandter sagen wird. Aber, Crotta, ich habe dich nie so vor den Kopf geschlagen gesehen.“

„Danke bestens.“



Die drei Begegnungen.

5. Ein falsches Idyll.

Ein alter Ordonanzoffizier Napoleons, der es dann unter der Restauration zu hoher Stellung gebracht hatte und den wir nur den Marquis oder General nennen wollen, hatte die schönen Tage zu Versailles verbracht, wo er zwischen der Kirche und der Barrière de Montreuil, auf dem Weg, der nach der Avenue de Saint-Cloud führt, ein Landhaus bewohnte. Sein Dienst bei Hof gestattete ihm nicht, sich von Paris weiter zu entfernen.

Dies Haus, das einst den flüchtigen Lieb-schaften eines hohen Herrn als Zufluchtsstätte diente, bot weite Räumlichkeiten dar. Es lag zwischen Gärten, in der nächsten Nähe der Stadt und doch in der Einsamkeit. Es war an das reizende Landhaus angebaut, das einst Ludwig XV. für Fräulein von Romans erbaut hatte. Freunde von Seltenheiten kennen dort in der Gegend noch mehr als

ein „Casino“, das von den geistvollen Ausschweifungen unserer französischen Väter spricht, die bei dem spöttischen und wilden Leben, das sie führten, doch nur das dunkle große Geheimnis suchten.

An einem Winterabend befanden sich der Marquis, seine Frau und seine Kinder allein in diesem Landhause. Ihre Leute hatten die Erlaubnis erhalten, nach Versailles zu gehen, weil einer der ihrigen seine Hochzeit feierte. Als es elf schlug, war noch niemand zurückgekehrt.

Tiefes Schweigen lag über dem Land; von Zeit zu Zeit fuhr der Nordostwind durch die schwarzen Aeste der Bäume, stöhnte um das Haus und verfing sich in den langen Gängen. Die Kälte hatte die Luft gereinigt, die Erde war gefroren, und alles hatte jenes Hellklingen erhalten, das so seltsam ergreift. Der schwere Schritt eines späten Trinkers oder das Rollen einer nach Paris zurückfahrenden Kutsche hallten lauter und noch aus weiter Ferne.

Es war eine Nacht, die ihre eigne Stimme hatte, den Winkel am Kamin so tief behaglich macht. Die im Salon versammelte Familie kümmerte sich weder um die Abwesenheit der Diener, noch um die Leute ohne Herd, noch um die Poesie, die aus einem Winterabend hervorleuchtet.

Der General lag in einem tiefen Sessel, an einem Winkel des Kamins, in dem ein guterhaltenes Feuer brannte und leuchtete. Seine halb eingeschlafenen Arme, die leicht über die Lehne überhingen, gaben diesem braven Familienvater den Ausdruck eines ungetrübten Glückes. Er betrachtete das kleinste seiner Kinder, einen kaum fünfjährigen Knaben, der, halbnackt, sich sträubte, sich von seiner Mutter auskleiden zu lassen. Der kleine Taugenichts riß aus, lachte und sah, daß die Mutter selbst lachte; dann begann er von neuem mit seiner Schwester zu spielen, die noch naiver aber schalkhafter wie er war. Die kleine Moïna erregte schon durch weibliche Neckereien

endloses Lachen, das plötzlich losbrach und keinen Grund zu haben schien. Aber wenn man sah, wie sie sich beide vor dem Feuer herumwälzten, ungeniert ihre hübschen, fleischigen Körper, ihre weißen und zarten Formen zeigten, ihre schwarzen und blonden Locken vermischten, die rosigen Gesichtchen mit den unschuldigen Grübchen aneinanderstießen, dann verstand sicher ein Vater und vor allem eine Mutter die kleinen Seelen, die für sie schon Eigenart, schon Leidenschaften besaßen.

Die Marquise saß ihrem Mann gegenüber auf der anderen Seite des Kamins, eine Menge zerstreut umherliegender Kleidungsstücke umgab sie, und sie verharrete, einen roten Schuh in der Hand, einen Augenblick in einer Haltung ruhiger Nachlässigkeit. Ihr sonst unbestimmbarer Ernst ging in ein sanftes Lächeln über. In einem Alter von sechsunddreißig Jahren bewahrte sie immer noch ihre Schönheit. Oft hörte sie auf, ihre Kinder anzublicken, um ihre zärtlichen Augen auf das

ernste Gesicht ihres Mannes zu richten, und wenn sich die Blicke der beiden Gatten trafen, tauschten sie ein stummes Glück und tiefe Betrachtungen aus. Der General hatte ein sehr stark gebräuntes Gesicht. Seine breite und reine Stirn bedeckten ein paar Locken ergrauenden Haares. Die männlichen Blicke seiner blauen Augen verkündeten, daß er das rote Band in seinem Knopfloch durch harte Arbeit erworben hatte. In diesem Augenblick strahlte die unschuldige Freude seiner beiden Kinder auf seinem kräftigen und festen Gesicht wider, auf dem eine unsägliche Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit ausgeprägt war.

An einem hell erleuchteten Tisch saß ein Knabe von dreizehn Jahren, der noch schnell die Seiten eines dicken Buches umwandte. Das Geschrei seiner kleineren Geschwister störte ihn durchaus nicht, denn er las die Wundergeschichten der Tausend und einen Nacht. Er trug die Uniform der Lyceumschüler. Zwischen dem Bruder und der Mutter saß ein großes, schönes Mädchen, über einem

Stickrahmen gebeugt. Sie war ein herrlicher Anblick. Ihre Schönheit zeichnete sich durch einen seltenen Charakter von Kraft und Eleganz aus. Auf der Oberlippe hatte sie sogar einen bräunlichen Anflug, unter einer griechischen Nase von vollendeter Schönheit; ihre Lippen waren jungfräulich und wollüstig.

Das alles war an diesem Abend wie ein lebendes Gedicht. Der Luxus der Dekorationen, die verschiedenen Stellungen, die Farben der Kleider, die Kontraste der charakteristischen Gesichter, der verschiedenen Lebensalter und der Beleuchtung, die Stille, und der Winter, die Einsamkeit und die Nacht. Das eheliche Leben ist voll solch heiliger Stunden.

Trotz des Blickes voll rührender Zärtlichkeit, den Helene auf Abel und Moïna warf, so oft sie aufjubelten, trotz des Glückes, das sie ergriff, sobald sie ihren Vater verstohlen betrachtete, lag doch in ihren Gebärden, ihrer Haltung und vor allem in ihren von langen Lidern beschatteten Augen eine tiefe Melan-

cholie. Ihre weißen, machtvollen Hände, durch die das Licht fiel, denen es eine durchsichtige, fast flüssige Röte gab, ihre Hände zitterten. Ein einziges Mal hatten sich die Augen Helenens und der Mutter getroffen. Die beiden Frauen verstanden sich durch einen einzigen Blick, der bei Helene glanzlos, kalt, respektvoll, bei der Mutter düster und drohend war. War die Mutter zu streng gegen ihre Tochter, war sie eifersüchtig auf Helenes Schönheit, mit der sie zwar noch rivalisieren konnte, aber nur, indem sie alle Mittel der Toilette anwendete? oder hatte die Tochter, wie viele Töchter, wenn die Augen ihnen aufzugehen anfangen, Geheimnisse durchschaut, die diese scheinbar ihren Pflichten so treu ergebene Frau in ihrem Herzen so tief wie in einem Grab eingeschlossen glaubte?

Helene war in ein Alter gekommen, in dem Seelenreinheit zu einer starren Strenge werden kann, die das richtige Maß weit übersteigt. Sie schien sich niemandes für würdig zu halten. Ein Geheimnis ihres früheren

Lebens, ein anfänglich vielleicht nicht verstandener Vorfall, den aber später ihre tiefe, geistige Regsamkeit enthüllte, dann das Hereinfluten religiöser Ideen über ihre Seele, das alles schien sie selbst seit kurzem in ihren Augen unendlich herabgesetzt zu haben. Diese Aenderung ihres Benehmens hatte an dem Tage begonnen, als sie das schöne Trauerspiel Schillers „Wilhelm Tell“ in der eben erschienenen Uebersetzung gelesen hatte. Als ihre Mutter sie schalt, weil sie das Buch hatte fallen lassen, bemerkte sie, daß jene Szene die Aufregung Helenes veranlaßt hatte, in der der Dichter zwischen Wilhelm Tell, der das Blut eines Menschen vergießt, um ein ganzes Volk zu retten, und Johann Parricida eine Art Verbrüderung herstellt. Helene wollte, demütig fromm und ernst geworden, keinen Ball mehr besuchen. Nie hatte sie sich derart an den Vater angeschlossen und angeschmiegt, namentlich, wenn die Marquise nicht die Zeugin ihrer mädchenhaften Liebkosungen war. Wenn aber in ihrem Ver-

hältnis zur Mutter eine Erkältung bestand, so war sie doch so unauffällig, daß der General nichts merkte, so eifersüchtig er auch darauf sah, daß Einigkeit in seiner Familie herrschte.

„Vorwärts, Abel“, rief die Marquise und benutzte einen Augenblick, in dem Moïna und ihr Bruder ermattet still dalagen, „komm, mein Sohn, du mußt zu Bette.“

„Wie,“ sagte der General, „es ist schon halb elf und noch keiner von den Leuten da! Die Brüder! — Gustav, ich habe dir das Buch nur unter der Bedingung gegeben, daß du es um zehn Uhr fortlegst. Du mußt dein Wort zu deiner zweiten Religion machen und es wie deine Ehre hochhalten.“ Und er erzählte eine lange Geschichte mit Nutzenanwendung. Gustav, der dem Vater aufmerksam zugehört hatte, schloß das Buch augenblicklich. Es entstand eine kurze Pause, während der der General Moïna, die mit dem Schlaf kämpfte, auf den Arm nahm. Die Kleine ließ ihr wankendes Köpfchen gegen die Brust des Vaters

sinken und schief ein, in die goldenen Locken ihres hübschen Haares eingehüllt.

In diesem Augenblick klangen draußen auf der Straße stürmische Schritte wider, und plötzlich hallten drei Schläge gegen die Tür durch das Haus. Diese eindringlichen Schläge hatten einen Klang, der sich ebenso leicht verstehen ließ wie der Schrei eines Menschen in Todesgefahr. Der Hofhund bellte rasend. Helene, Gustav, der General und seine Frau zitterten, nur Abel und Moïna wachten nicht auf.

„Der da unten hat es eilig“, rief der alte Soldat und setzte sein Töchterchen auf einen Schaukelstuhl nieder. Eilig verließ er den Salon, ohne auf die Bitte seiner Frau zu achten, die ihm nachrief:

„Geh' nicht.“

Er lief nach seinem Schlafzimmer, ergriff ein paar Pistolen, zündete seine Blendlaterne an, eilte dann die Treppe hinab und befand sich bald an der Haustür, wohin ihm sein Sohn unerschrocken gefolgt war.

„Wer ist da?“

„Oeffnen Sie“, sagte eine Stimme, die so heftig keuchte, daß man sie kaum verstand.

„Freund?“

„Ja, Freund.“

„Sind Sie allein?“

„Ja, aber öffnen Sie, denn sie kommen.“

Als der General die Tür halb öffnete, glitt ein Mann mit der phantastischen Geschwindigkeit eines Schattens hinein, stieß, bevor sich der General widersetzen konnte, die Tür mit einem heftigen Fußtritt wieder zu und stemmte sich entschlossen dagegen. Der General, der, um den Fremden in Respekt zu halten, plötzlich Pistole und Laterne in die Höhe hielt, erblickte einen Mann mittleren Alters, der in einen weiten, nachschleppenden Pelz gehüllt war, als sei er nicht für ihn gemacht. Sei es Vorsicht oder Zufall, der Flüchtling hatte die Stirn mit einem Hut, der über die Augen reichte, vollkommen bedeckt.

„Nehmen Sie Ihre Pistole fort, ich mache keinen Anspruch darauf, ohne Ihre Ein-

willigung bei Ihnen zu bleiben; wenn ich aber gehe, erwartet mich an der Barriere der Tod. Und was für ein Tod! Sie müßten ihn vor Gott verantworten. Ich bitte Sie um Gastfreundschaft für zwei Stunden. Ich muß es mit dem Despotismus der Not verlangen. Ich bitte um arabische Gastfreundschaft. Entweder bin ich Ihnen heilig, oder — öffnen Sie und ich gehe in den Tod. Verschwiegenheit, eine Zuflucht und Wasser, diese drei Dinge. O, Wasser“, wiederholte er mit röchelnder Stimme.

„Wer sind Sie“, fragte der General, über die fieberhafte Zungenfertigkeit erstaunt, mit der der Unbekannte redete.

„Wer ich bin? Dann öffnen Sie und ich entferne mich.“

Trotz der Geschicklichkeit, mit der der Marquis die Strahlen seiner Laterne umhersträute, konnte er doch nur den unteren Teil des Gesichtes des Fremden erblicken, und nichts sprach für eine in so seltsamer Weise beanspruchte Gastfreundschaft; die zuckenden

Lippen waren fahl und die Züge schrecklich verzerrt. In dem von dem Hutrand geworfenen Schatten leuchteten die Augen wie zwei Flammen.

„Ihr Sprache ist so ungewöhnlich, daß Sie an meiner Stelle . . .“, begann der General.

„Von Ihnen hängt mein Leben ab“, unterbrach ihn der Fremde.

„Zwei Stunden?“ sagte der Marquis unentschlossen.

„Zwei Stunden“, sagte der andere. Plötzlich stieß er den Hut mit der Gebärde einer Verzweiflung zurück und warf, wie wenn er noch einen letzten Versuch machen wolle, auf den General einen Blick, dessen Klarheit diesem tief in die Seele drang. Es gibt Momente, wo die Menschen mit einer unerklärlichen Macht ausgerüstet sind.

„Gut, wer Sie auch sein mögen, Sie sollen sich unter meinem Dach in Sicherheit befinden.“

„Gott möge es Ihnen lohnen“, sagte der Unbekannte mit einem tiefen Seufzer.

„Haben Sie Waffen bei sich!“ fragte dann noch der General.

Statt einer Antwort öffnete der Fremde seinen Pelzmantel und schlug ihn schnell wieder zusammen. Er war ohne sichtbare Waffen und im Anzug eines jungen Mannes, der vom Ball kommt.

In diesem Augenblick erblickte der Marquis seinen Sohn.

„Wie, Bursche, du bist hier, anstatt im Bett zu liegen?“

„Weil ich glaubte, dir in der Gefahr nützlich sein zu können“, antwortete Gustav.

„Mach, daß du auf dein Zimmer kommst“, versetzte der Vater, durch die Antwort seines Sohnes besänftigt. „Sie aber“, wandte er sich an den Fremden, „folgen Sie mir.“

Sie schwiegen wie zwei Spieler, die einander nicht trauen. Der General begann sogar von unheilvollen Ahnungen erfüllt zu werden. Aber seinem Versprechen getreu, führte er ihn durch die Gänge und Treppen und ließ ihn in ein großes Zimmer im zweiten Stock

eintreten, das über dem Salon lag. Dieser Raum war unbewohnt und diente im Winter als Trockenstube. Der General setzte seine Laterne auf den Kamin und sagte:

„Ihre Sicherheit erfordert, daß diese elende Mansarde Ihr Asyl sein muß. Und da Sie mein Wort besitzen, daß ich Ihr Geheimnis wahren werde, so werden Sie mir gestatten, Sie hier einzuschließen.“

Der Mann neigte den Kopf.

„Ich bat nur um ein Asyl, Geheimhaltung und Wasser.“

„Ich werde Ihnen Wasser bringen“, entgegnete der Marquis, schloß die Tür sorgfältig und stieg auf den Zehen in den Salon hinab, um dort ein Licht und dann selbst eine Wasserflasche aus der Küche zu holen.

„Nun, was gibt es?“ fragte die Marquise ihn gespannt.

„Nichts“, erwiderte er kalt.

„Aber wir haben ja ganz gut gehört, daß du jemand nach oben geführt hast.“

„Helene,“ sagte der General zu seiner

Tochter, „denke daran, daß die Ehre deines Vaters auf deiner Verschwiegenheit beruht. Du darfst nichts gehört haben.“

Sie antwortete mit einer zustimmenden Kopfbewegung. Die Marquise war ganz bestürzt und innerlich tief verletzt. Der General holte die Wasserflasche und ein Glas und brachte beides dem Gefangenen nach oben. Der Unbekannte dankte ihm und fuhr fort:

„Ich muß Ihnen wunderbarlich erscheinen; entschuldigen Sie Launen, die durch die Not hervorgerufen sind! Wenn Sie hier bleiben, muß ich Sie bitten, mich nicht anzusehen, wenn ich trinke.“

Aergerlich darüber, einem Mann, der ihm mißfiel, beständig zu gehorchen, kehrte sich der General heftig um. Der Fremde zog sein Taschentuch hervor und umhüllte seine rechte Hand damit; dann ergriff er die Wasserflasche und trank ihren Inhalt mit einem einzigen Zug leer. Ohne die Absicht, sein Versprechen nicht einzuhalten, blickte der Marquis mechanisch in den Spiegel: er sah, wie

das Taschentuch durch die Berührung mit den Händen, die voller Blut waren, sich rötete.

„Ah“, rief der Fremde, „Sie haben mich angesehen!“ Und er hüllte sich wieder in seinen Mantel.

„Sie haben sich also duelliert, um so mit Blut befleckt zu sein?“ fragte der General, als er die breiten Flecke auf den Kleidern seines Gastes unterschied.

„Ja, ein Duell“, antwortete jener mit bitterem Lächeln.

Plötzlich hallte ein neuer Klang durch die Nacht, man vernahm den Hufschlag mehrerer Pferde, die in gestrecktem Galopp herankamen. Das geübte Ohr des Generals erkannte den Tritt schwadronenmäßig eingerittener Pferde.

„Das ist Gendarmerie“, sagte er. Er beruhigte den Fremden durch einen Blick, nahm das Licht und ging wieder nach dem Salon hinab. Kaum hatte er den Schlüssel des Zimmers oben auf den Kamin gelegt, als der Hufschlag mit solcher Heftigkeit auf sein Haus

zukam, daß er unwillkürlich erzitterte. Und wirklich hielten die Tiere an. Ein Reiter sprang ab, klopfte heftig an die Tür und zwang den General, sich hinunterzubegeben, um zu öffnen.

Beim Anblick von sechs Gendarmen, deren Silbertressen im Mondlicht leuchteten, vermochte er nicht, seine geheime Aufregung zu bemeistern.

„Gnädiger Herr“, sagte der eine, „haben Sie nicht vor kurzem jemand nach der Barriere laufen hören!“

„Nach der Barriere? Nein.“

„Sie haben Ihre Tür niemand geöffnet?“

„Habe ich vielleicht die Gewohnheit, selbst meine Tür zu öffnen?“

„Verzeihung, Herr General, aber Sie selbst . . .“

„Wieso?“ rief der Marquis zornig. „Wollen Sie etwa Scherz mit mir treiben? Haben Sie das Recht . . .“

„Keines, keines, gnädiger Herr. Aber Sie müssen unseren Eifer verzeihen. Wir wissen

wohl, daß ein Pair von Frankreich nicht zu dieser Stunde einen Mörder aufnimmt.“

„Ein Mörder! Wer wurde . . .?“

„Der Herr Baron von Mauny wurde soeben durch einen Beilieb getötet. Der Mörder wird verfolgt, wir sind sicher, daß er sich in der Nähe befindet. Deswegen Entschuldigen Sie, Herr General.“

„Kennt man den Namen des Mörders?“

„Nein. Aber er hat den Sekretär voll Gold und Banknoten nicht angerührt.“

„So ist es Rache“, sagte der Marquis. —

Der Gendarm saß auf und alle ritten davon. Der General hörte jetzt seine Leute zurückkommen. Als sie anlangten, fiel sein Zorn, der sich Luft machen mußte, über sie her, im ganzen Haus hallte seine Stimme wieder. Aber er beruhigte sich plötzlich, als der kühnste und gewandteste unter ihnen, sein Kammerdiener, ihre Verspätung durch die Mitteilung entschuldigte, sie seien in Montreuil von Gendarmen und Polizisten aufgehalten worden, die einen Mörder suchten.

Nun wieder an die Pflichten seiner seltsamen Lage erinnert, befahl er allen, ruhig sich schlafen zu legen und ließ sie über die Leichtigkeit, mit der er die Lüge des Kammerdieners hinnahm, ganz überrascht zurück.

Aber während dies im Hof passierte, hatte ein anscheinend ziemlich unbedeutender Vorfall die Lage der anderen Personen in dieser Geschichte wesentlich geändert.

Kaum war der Marquis herausgegangen, als seine Frau abwechselnd den Mansardenschlüssel und Helene anblickte, bis sie sich schließlich zu ihrer Tochter hinabbückte und mit leiser Stimme zu ihr sagte:

„Helene . . . dein Vater hat den Schlüssel auf dem Kamin zurückgelassen . . .“

Das erstaunte Mädchen hob den Kopf und sah furchtsam die Mutter an, deren Augen vor Neugier funkelten.

„Nun, Mama?“ antwortet sie.

„Ich möchte wohl wissen, was da oben vor sich geht. Wenn ein Mensch dort ist, hat er sich noch nicht gerührt, geh du hinauf . . .“

„Ich!?“

„Hast du Furcht?“

„Nein, Mama, aber ich glaube, den Schritt eines Mannes erkannt zu haben.“

„Wenn ich hinauf gehen könnte, würde ich dich nicht darum bitten, Helene“, sagte die Mutter mit kalter Würde. „Wenn dein Vater zurückkäme und mich nicht fände, würde er vielleicht suchen, während ihm deine Abwesenheit nicht auffällt.“

„Wenn du es befehlst, gehe ich, aber ich werde die Achtung des Vaters verlieren.“

Sie nahm den Schlüssel und verließ das Zimmer. Während sie ohne Licht den Korridor entlang ging, hatte die Wirrnis ihrer Gedanken etwas Unheimliches. Sie zitterte krampfhaft, als sie den Schlüssel dem Schloß näherte, und ihre Aufregung wurde sogar so stark, daß sie eine Minute stehen blieb, um die Hand auf ihr Herz zu legen. Endlich öffnete sie. Das Geräusch der Tür hatte der Fremde sicher überhört. Er blieb regungslos und in Gedanken verloren an die Wand

gelehnt. Der Lichtkreis, der von der Laterne ausging, beleuchtete ihn nur schwach, und in diesem halbdunkeln Schatten glich er den düsteren Ritterstatuen, wie sie stets an der Ecke eines schwarzen Grabmals unter gotischen Kapellen stehen. Tropfen kalten Schweißes perlten auf seiner gebräunten, breiten Stirn. Eine unglaubliche Kühnheit leuchtete aus diesen zusammengepreßten Zügen.

Seine Augen, die in einem trockenen Feuer flackerten, schienen einem Kampf in der Dunkelheit vor ihm zuzuschauen. Sein Körper, seine Haltung, sein ganzer Umriß stimmten mit seinem wilden Charakter überein. Dieser Mann war ganz Kraft und ganz Gewalt und er faßte die Finsternis wie das sichtbare Bild seiner Zukunft ins Auge. Der General, der gewohnt war, die Riesen, die sich um Napoleon drängten, zu sehen, hatte die körperliche Ungewöhnlichkeit dieses Mannes nicht weiter beachtet, Helene aber, wie alle Frauen, den äußeren Eindrücken unterworfen, war durch diese Mischung von Licht

und Schatten, Großartigkeit und Leidenschaft, durch ein poetisches Chaos, das dem Unbekannten das Aeußere eines Lucifer nach dem Sturze verlieh, heftig ergriffen worden.

Und plötzlich legte sich der Sturm auf diesem Gesicht wie durch Zaubermacht und die unbegreifliche Gewalt, die von ihm ausging, wuchs, breitete sich unwiderstehlich aus und flutete über Helene zusammen. Vielleicht war ihr eine Bewegung oder ein Ausruf entschlüpft, vielleicht kehrte er, der Fremde, aus einer anderen Welt in die wirkliche zurück — er wandte den Kopf und bemerkte im Schatten undeutlich ein herrliches Gesicht und die königlichen Formen eines regungslos ihn ansehenden Wesens. Eine Bewegung von ihr brach den Bann.

„Eine Frau!“ rief er sanft. „Ist es möglich? Entfernen Sie sich . . . ich würde den Dienst, den mir der Herr dieses Hauses erwies, schlecht vergelten, wenn ich einen einzigen dieselbe Luft atmen ließe, die ich atme.“

Er warf auf Helene einen Blick, in dem

etwas von einer Schlange war, und in ihr stieg eine Welt von Gedanken auf, die in ihr geschlummert hatte. Es war, als fiel ein Licht auf unbekannte Länder. Voll Scham und zitternd ging sie hinaus und kam einen Augenblick vor ihrem Vater im Salon an, so daß sie ihrer Mutter nichts sagen konnte.

Ganz in Gedanken verloren ging der General hin und her. Seine Frau bewachte den schlafenden Abel. Moïna schlummerte sorglos im Sessel, wie ein Vogel im Nest. Helene hielt ein Knäuel Seide in einer, eine Nadel in der anderen Hand und betrachtet das Feuer. Das tiefe Schweigen, das im Salon, draußen und im Hause herrschte, unterbrachen nur die schleppenden Schritte der Dienstboten, die nach und nach zu Bette gingen. Eine Tür wurde geöffnet oder geschlossen. Ein Stuhl fiel um. Der Husten eines alten Kutschers klang schwach durch die Wände, hörte auf. Die Majestät der Mitternacht herrschte überall. Nur die Sterne funkelten. Die Kälte lag auf der Erde. Nicht ein Wesen sprach und

regte sich. Nur das Feuer knisterte. Die Turmuhr zu Montreuil schlug eins.

In diesem Augenblick hallten äußerst leichte Schritte im zweiten Stockwerk wieder. Ueberzeugt, den Mörder des Herrn v. Mauny eingeschlossen zu haben, glaubten der Marquis und seine Tochter, dies Geräusch komme von einem der Mädchen her, und sie wunderten sich auch nicht, daß die Tür des Zimmers, das vor dem Salon lag, geöffnet wurde. Plötzlich erschien der Fremde in der Mitte der Familie. Er sagte mit einer außerordentlich ruhigen und klangvollen Stimme zum General:

„Die zwei Stunden werden bald zu Ende sein.“

„Sie hier!“ rief der General. „Wie ist das möglich!“ Und er warf einen flammenden Blick auf seine Frau und seine Kinder. Helene wurde glühend rot.

„Sie! Sie in unserer Mitte! Ein mit Blut bedeckter Mörder hier! Sie beschmutzen dies Bild! Hinaus, fort!“

Beim Worte Mörder stieß die Marquise einen Schrei aus. Helene aber — das Wort schien über ihr Leben zu entscheiden, ihr Gesicht verriet nicht das geringste Staunen. Sie schien diesen Mann erwartet zu haben. Ihre schweifenden Gedanken fanden einen Sinn. Es war ihr klar: die Strafe, die der Himmel für ihr Verbrechen damals ihr schickte, trat vor sie. Da sie sich für eben so strafbar wie diesen Mann hielt, betrachtete sie ihn mit heiterem Auge. Sie war seine Gefährtin, seine Schwester.

Der Fremde blieb regungslos und kalt. Ein verächtliches Lächeln trat auf seine Züge und seine breiten, roten Lippen.

„Sie belohnen die Rücksicht, die ich auf Sie genommen habe, schlecht“, sagte er. „Ich habe das Glas, in dem Sie mir Wasser reichten, nicht mit meinen Händen berühren wollen. Ich habe nicht einmal daran gedacht, mir meine blutigen Hände unter Ihrem Dach zu waschen. Endlich habe ich Ihrer Tochter nicht einmal gestattet . . .“

„Meiner Tochter!“ rief der General mit einem entsetzten Blick auf Helene. „Unheilvoller, gehen Sie hinaus, oder ich töte Sie!“

„Die zwei Stunden sind noch nicht vorüber. Sie können mich weder töten noch ausliefern, ohne Ihre eigene Achtung zu verlieren und meine.“

Der alte Soldat versuchte, ganz sprachlos, sich den Verbrecher anzusehen, aber er wurde gezwungen, die Augen zu senken, er fühlte sich außer Stande, den unerträglichen Glanz eines Blickes auszuhalten, der ihn zum zweiten Male völlig verwirrte. Er befürchtete, ganz weich zu werden.

„Einen Greis ermorden! Sie haben noch nie eine Familie gesehen?“

„Ja, einen Greis.“

„Fliehen Sie“, rief der General, ohne seinen Gast anzublicken. „Unser Vertrag ist gebrochen. Ich werde Sie nicht töten, Sie nicht dem Schafott ausliefern. Aber gehen Sie, Sie flößen uns Entsetzen ein.“

„Ich weiß es, es gibt in Frankreich keine Scholle Landes, auf die ich meinen Fuß mit Sicherheit setzen kann. Aber wenn die Justiz die Einzelheiten zu beurteilen verstünde, wenn sie überhaupt untersuchen wollte, wer der Verbrecher ist, das Opfer oder der Mörder, so könnte ich stolz unter den Menschen bleiben. . . . Nun, leben Sie wohl. Trotz allem werde ich Ihre Gastfreundschaft nicht vergessen. Nur, ich hätte sie großmütiger gewünscht.“

Er ging zur Tür. Im gleichen Augenblick beugte sich das junge Mädchen zu ihrer Mutter und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr.

„Oh . . .!“

Helene stand aufrecht da, der Fremde hatte sich instinktiv umgewandt.

„Was hast du denn?“ fragte der Marquis seine Frau.

„Helene will ihm folgen!“

Der Mörder errötete.

„Da meine Mutter einen fast unwillkürlichen Ausruf so schlecht ausgelegt hat,“ be-

merkte Helene, „so werde ich ihren Wunsch erfüllen.“ Sie warf einen fast scheuen Blick des Stolzes um sich, dann senkte sie die Augen und blieb in einer wunderbar bescheidenen Haltung stehen.

„Helene,“ sagte der General, „du bist da hinauf nach dem Zimmer gegangen?“

„Ja, Vater.“

„Helene, hast du diesen Menschen zum erstenmal gesehen?“

„Ja, Vater!“

„Dann kann es nicht natürlich sein, daß du die Absicht hast . . .“

„Wenn es nicht natürlich ist, ist es doch wahr, Vater!“

„Ah, Mädchen,“ sagte die Marquise leise, aber doch so, daß der Marquis es hören konnte, „Helene, du verläugnest alle Ehre, allen Anstand, den ich dir gelehrt habe. Wenn du bis zu dieser unglückseligen Stunde nur Lüge gewesen bist, so bist du nicht zu bedauern. Führt dich die moralische Vollkommenheit dieses Unbekannten in Versuchung?“

Sollte die sogenannte Kraft, die zu einem Verbrechen nötig ist, es sein? Ich denke zu gut von dir, um anzunehmen . . .“

„Oh, nehmen Sie alles an, gnädige Frau“, erwiderte Helene kalt.

Aber trotz ihrer Charakterkraft traten Tränen in ihre Augen. Der Fremde erriet aus ihnen die Sprache der Mutter und schleuderte ihr einen Adlerblick zu, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt zwang, den schrecklichen Verführer anzusehen. Als ihre Augen den leuchtenden und hellen dieses Mannes begegneten, empfand sie einen Schauer, wie beim Anblick eines Reptils oder bei der Berührung mit einer elektrischen Batterie.

„Es ist der Satan, er errät alles“, rief sie ihrem Mann zu.

Der General erhob sich, um nach der Klingelschnur zu greifen.

„Sie sind verloren“, sagte Helene zu dem Unbekannten.

Der lächelte, machte einen Schritt, hielt den Arm des Marquis fest:

„Ich werde Ihnen Ihre Gastfreundschaft bezahlen, mich selbst ausliefern und Ihnen eine Ehrlosigkeit ersparen.“

„Sie können bereuen“, warf Helene ein und suchte ihn mit einer Hoffnung zu erfüllen, die nur in dem Kopfe eines jungen Mädchens entstehen kann.

„Ich werde nie bereuen.“

„Seine Hände sind mit Blut befleckt“, sagte der Vater zu ihr.

„Ich werde sie abtrocknen“, versetzte sie.

„Aber weißt du denn auch, ob er es wünscht?“

Der Mörder ging auf Helene zu: „Wäre es nicht Liebe zu Ihnen und Dank für die zwei Stunden, die mir Ihr Vater gewährt hat, wenn ich Sie bitte, von Ihrer Aufopferung abzustehen?“

„Auch Sie stoßen mich zurück!“ rief Helene, und ihre Stimme zerriß die Herzen. „So lebt denn alle wohl, ich werde sterben.“

„Was bedeutet das wieder?“ frugten Vater und Mutter zusammen.

Sie schwieg und senkte die Augen nach einem beredten Blick auf die Marquise. Ihr Vater zog sie in eine entfernte Fensterecke und redete auf sie ein.

„Ich bin weder eifersüchtig, Vater, noch verliebt, nicht einmal in deinen Freund, den Diplomaten, Herrn von Vandenesse.“

Die Marquise erbleichte.

„Muß ich nicht“, fuhr Helene fort, „früher oder später unter dem Schutz eines Mannes leben?“

„Gewiß.“

„Wissen wir je, an welches Wesen wir unser Schicksal knüpfen? Ich, ich glaube an diesen Mann.“

„Kind, du denkst nicht an alle Leiden, denen du entgegengestehst.“

„Ich denke an die seinigen.“

„Was für ein Leben!“

„Ein Frauenleben.“

„Genug“, wandte sich der General an die Marquise, die gleichfalls sich an Helene wenden wollte. „Wir haben nur noch eine Toch-

ter, — Ich werde dich in ein Kloster einsperren“, fügte er hinzu, sich an Helene zurückwendend.

„Möge es geschehen, Vater. Für mein Leben und meine Seele bist du nur Gott verantwortlich.“

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Die Anwesenden wagten sich nicht anzublicken. Plötzlich bemerkte der General seine Pistolen, ergriff eine und richtete sie auf den Fremden. Beim Knacken des Hahns wandte sich dieser um und vor seinem ruhigen, durchdringenden Blick gab der General wieder nach; die Waffe rollte auf den Teppich.

„Meine Tochter“, sagte der todmatte Mann, „du bist frei. Umarme deine Mutter, wenn sie es will. Ich für meine Person will dich nicht mehr sehen noch hören.“

„Und wenn nun Ihre Tochter glücklich wird?“ fragte der Unbekannte.

„Wenn sie an Ihrer Seite glücklich wird, bedauere ich sie nicht.“

Helene kniete schüchtern vor dem Vater nieder und sagte mit zärtlicher Stimme:

„O Vater, den ich liebe und verehere, laß deine letzten Worte nicht Worte des Zorns sein.“

Der General wagte nicht, sie anzublicken. Aber der Fremde trat heran.

„Sie, der ein Mörder eine Furcht einflößt, Sie Engel des Erbarmens, kommen Sie.“

„Unfaßlich“, rief der Marquis.

Die Marquise warf ihrer Tochter einen seltsamen Blick zu und öffnete ihre Arme. Helene warf sich weinend hinein. Kühn gab sie dann dem Fremden einen Wink. Nachdem sie ihrem Vater die Hand geküßt, aber ohne Leidenschaft, Moïna und den kleinen Abel umarmt hatte, verschwand sie mit dem, der ein Verbrecher war.

— — — „Wo gehen Sie hin?“ rief der General, als er draußen die Schritte der Flüchtlinge hörte. „Dies Abenteuer hat ein Geheimnis, das ich nicht kenne“, wandte er

sich an seine Frau. „Ich glaube, ich träume. . . . Du mußt es wissen.“

Die Marquise schauerte zusammen.

„Seit einiger Zeit war deine Tochter äußerst romantisch geworden. . . .“

Aber der General hörte schon nicht mehr auf sie; im Wahn, die Schritte der beiden im Garten zu vernehmen, riß er das Fenster auf..

„Helene! . . .“

Die Stimme verlor sich in der Nacht. Aber dieser Name, auf den nichts in der Welt mehr antwortete, zerriß den Zauber, in den den General eine teuflische Macht eingesponnen hatte. Deutlich sah er die Szene, die eben stattgefunden hatte, und erwünschte seine Schwäche, die er nicht mehr verstand. Er wurde wieder er selbst, wild, nach Rache hungernd, und stieß einen furchtbaren Schrei aus:

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Er lief an die Klingelzüge, riß sie herunter, und ein wahnsinniges Läuten ging

durch das ganze Haus. Alle seine Leute er-
wachten und fuhren in die Höhe. Noch
immer schreiend, stieß er die Fenster auf, rief
nach den Gendarmen, feuerte seine Pistolen
ab. Die Hunde erkannten die Stimme
des Herrn und bellten, die Pferde wieherten
und stampften. Als er die Treppe hinunter-
sprang, strömten alle Dienstboten zusammen.

„Meine Tochter . . . Helene ist entführt.
Lauf in den Garten, besetzt die Straße, öffnet
den Gendarmen! . . . Hilfe, Mörder . . .!“

Durch eine rasende Anstrengung zerbrach
er die Kette, an der der große Hofhund lag,
und rief ihm zu:

„Helene! Helene!“

Der Hund machte Sätze wie ein Löwe,
bellte wütend und stürzte in den Garten.
Im gleichen Augenblick hallte der Galopp
der Gendarmen die Straße hinauf; der Mar-
quis öffnete selbst.

„Brigadier, schneiden Sie dem Mörder des
Herrn von Mauny den Rückzug ab.“ — —

Um sieben Uhr früh waren die Nach-

suchungen der Gendarmerie, des Generals, seiner Leute und der Nachbarn erfolglos geblieben. Der Hund war nicht zurückgekommen. Erschöpft und gealtert kehrte der Marquis in seinen Salon zurück.

„Du bist gegen deine Tochter sehr kalt gewesen“, sagte er zur Marquise. „Da sieh, was uns von ihr geblieben ist.“ Er zeigte auf Helenens Stickrahmen. „Das da muß vernichtet werden“, fügte er nach einer Pause hinzu.

Die schreckliche Weihnachtsnacht, in der der Marquis und seine Frau das Unglück erlebt hatten, ihre älteste Tochter zu verlieren, war wie eine Warnung, die ihnen das Schicksal gab. Der Bankerott eines Wechselagenten ruinierte den Marquis. Er nahm Hypotheken auf die Güter seiner Frau auf, um eine Spekulation zu versuchen, deren Erfolg der Familie das alte Vermögen wieder zurückgeben sollte. Aber dies Unternehmen

richtete sie vollends zu Grunde. Von einer Verzweiflung, alles zu versuchen, getrieben, wanderte der General aus.



6. Der Korsar.

Sechs Jahre waren seit der Abreise des Marquis verstrichen. Seine Familie hatte selten Nachricht von ihm erhalten, aber einige Tage vor Anerkennung der amerikanischen Republiken durch Spanien meldete er seine Rückkehr an.

An einem schönen Morgen befanden sich einige Meilen von Bordeaux auf einer spanischen Brigg verschiedene französische Kaufleute, die mit ihrem durch lange Arbeit und gefährliche Reisen erworbenen Vermögen in das Vaterland zurückkehrten. Ein Mann, den Mühsal oder Kummer über seine

Jahre gealtert hatten, lehnte am Bord, unempfindlich gegen das Schauspiel der gruppenweise auf dem Verdeck stehenden Reisenden.

Den Gefahren der Seereise entgangen und durch die Schönheit des Tages angelockt, waren alle auf das Verdeck gekommen, um die Heimat zu begrüßen. Die meisten wollten durchaus schon die Leuchttürme und Häuser der Gascogne und den Cordovanischen Turm sehen, dort in der Ferne, wo weiße Wolken am Himmel standen. Ohne die silbernen Fransen, die vor der Brigg spielten, ohne die lange, heftige Furche hinter ihr, hätte man glauben können, das Schiff liege bewegungslos auf dem Ozean — so ruhig war das Meer. Der Himmel war von entzückender Reinheit. In der Sonne funkelten Millionen von Facetten — auf der ungeheuren Weite des Meeres — die Fläche des Wassers war noch lichter als die Gefilde des Himmels. Ein Wind von herrlicher Milde hatte alle Segel der Brigg geschwellt, die

schneeweißen Leinwandausschnitte, die gelben, wehenden Flaggen, das Labyrinth von Tauwerk zeichneten sich scharf, nur mit eigenen Schatten, vom strahlenden Hintergrund der Luft, des Himmels und des Ozeans ab.

Ein schöner Tag, ein frischer Wind, die nahe Heimat, ein Meer in Ruhe, ein melancholisches Plätschern, eine hübsche, einsame Brigg, die durch den Ozean wie ein Weib zum Rendezvous glitt — das alles war ein Bild, das die Seele in Unendlichkeiten träumen ließ. Der spanische Kapitän, seine Matrosen, die Franzosen standen alle schweigsam und in Erinnerungen versunken auf dem Verdeck. Es lag eine süße Trägheit in der Luft.

Indessen von Zeit zu Zeit suchte der alte Passagier an Backbord den Horizont mit einer gewissen Unruhe ab. Dieser Mann war der Marquis. Nach fünf Jahren schwerer Arbeit sah er sich wieder im Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Als er die braune

Linie des fernen Landes sah, glaubte er seine Frau und seine Kinder zu sehen. Er fühlte sich an seinem alten Platz, am Kaminfeuer, umdrängt, geliebkost. Er stellte sich Moïna vor, schön, erwachsen, imposant wie ein junges Mädchen. Als dies Bild einer Phantasie eine Art Wirklichkeit erhalten hatte, traten ihm Tränen in die Augen. Wie um seine Verwirrung zu verbergen, betrachtete er den Horizont von neuem.

„Da ist er wieder“, sagte er, „er folgt uns.“

„Wer ist wieder da?“ fragte der spanische Kapitän.

„Eine Kriegsbrigg“, antwortete leise der General.

„Ich habe sie schon gesehen“, bemerkte Kapitän Gomez. Er sah den Franzosen an, wie um ihn zu fragen. „Er hat beständig Jagd auf uns gemacht“, flüsterte er darauf dem General ins Ohr.

„Und ich begreife nicht, warum er uns

nicht schon eingeholt hat; er ist ein besserer Segler als der ‚Heilige Ferdinand‘.“

„Er wird Seeschaden gelitten haben.“

„Er bekommt uns noch.“

„Er ist ein kolumbischer Korsar“, flüsterte der Kapitän wieder. „Und wir sind noch sechs Meilen vom Land und der Wind läßt nach.“

„Er fährt nicht, er fliegt, als wüßte er, daß ihm die Beute in zwei Stunden entschlüpft ist. Welche Kühnheit!“

„Der!“ rief der Kapitän. „Sein Schiff heißt nicht ohne Grund der Othello. Er hat jüngst eine spanische Fregatte in den Grund gebohrt, und dabei zählt er nicht mehr als dreißig Kanonen. . . . Nur vor ihm hatte ich Furcht, denn ich wußte, daß er in den Antillen kreuzt. . . .“ Nach einer Pause, während er die Segel anblickte, fügte er hinzu: „Der Wind erhebt sich, Gott sei Dank, wir werden das Land noch erreichen. Und wir haben es wahrhaftig nötig, denn der Pariser ist unbarmherzig.“

„Auch er segelt schneller“, bemerkte der General.

Der Othello war höchstens noch drei Meilen entfernt. Obwohl die Mannschaft des Heiligen Ferdinand die Unterhaltung des Marquis mit dem Kapitän nicht gehört hatte, führte doch das Erscheinen der Brigg die meisten Matrosen und Reisenden nach der Stelle zusammen, wo jene beiden standen. Aber die meisten hielten den fremden Segler für einen Kauffahrteifahrer, bis plötzlich ein Matrose laut rief:

„Beim heiligen Jakob, wir sind verloren, es ist der Pariser!“

Bei diesem schrecklichen Namen verbreitete sich Schrecken und Angst über das Schiff, und eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Der Kapitän trieb durch Kommandorufe die Soldaten zu vorübergehender Energie an, er ließ alle oberen und unteren Leeseegel, Steuer- und Backbordsegel aufsetzen, um dem Wind alle Leinwand darzubieten. Aber plötzlich, als eben der heilige

Ferdinand in schnelleren Lauf kam, legte der Steuermann, ohne Zweifel absichtlich, durch ein falsches Manöver das Schiff um, so daß die ganze Längsseite dem Feind freilag. Die Segel flatterten so heftig, daß sie „back baßten“, die Klüverbäume brachen, und die Brigg war steuerlos. Eine unbeschreibliche Wut packte den Kapitän, er war weißer als seine Segel. Er stürzte auf den Steuermann und stieß mit dem Dolch so heftig nach ihm, daß er ihn verfehlte, aber jener vor der Gewalt des Stoßes ins Meer stürzte. Darauf ergriff der Kapitän das Steuer und suchte sein braves, mutiges Schiff noch zu retten. — Tränen der Verzweiflung traten ihm in die Augen. Je mehr er fluchte, um so weniger wurde geleistet. Er selbst löste die Alarmkanone, in der Hoffnung, an der Küste gehört zu werden. Im gleichen Augenblick antwortete der Korsar, der mit hoffnungsloser Geschwindigkeit heransegelte, mit einem Kanonenschuß, der zehn Klafter vom Heiligen Ferdinand ins Wasser schlug.

„Donner“, rief der General, „der zielt.“

Ein Matrose sagte:

„O, der, wenn der spricht, heißt es schweigen. Der Pariser würde kein englisches Kriegsschiff fürchten.“

„Damit ist alles gesagt“, meinte verzweiflungsvoll der Kapitän.

„Warum verzweifeln?“ wandte der General ein. „Alle Passagiere sind Franzosen. Dieser Korsar ist ein Pariser, wie sie sagen. Gut, hissen Sie die weiße Flagge, und . . .“

„. . . Er wird uns in den Grund bohren“, fuhr der Kapitän fort. „Er ist zu allem fähig. Wenn es darauf ankommt, sich einer reichen Beute zu bemächtigen.“

„Wenn er ein Seeräuber ist!“

„Seeräuber!“ sagte jener Matrose mit wildem Blick, „er tritt immer anständig auf oder weiß sich den Anschein zu geben.“

Eine zweite Kugel schlug in den Rumpf des Heiligen Ferdinand und durchbohrte ihn. Sie hatten diesmal genau gezielt.

„Beigedreht!“ kommandierte der Kapitän.

Der Matrose, der die Anständigkeit des Parisers verteidigt hatte, half sehr verständig bei dem nun folgenden Manöver. Der Heilige Ferdinand aber führte vier Millionen Piaster mit sich, die das Vermögen von fünf Passagieren ausmachten. Das des Generals bestand aus elfmalhunderttausend Franken.

Endlich war der Othello nur noch zehn Büchenschüsse weit und zeigte zwölf drohende Feuerschlünde, die zu allem bereit waren. Ein Wind schien ihn herbeizuführen, den ihm der Teufel selbst zuwehte; aber das Auge eines Seemanns erriet leicht das Geheimnis dieser Geschwindigkeit. Es genügte, einen Augenblick das Heranstürmen der Brigg zu betrachten, ihre längliche Gestalt, ihre Schlankheit, die Höhe der Bemastung, den Schnitt der Segel, die bewundernswürdige Leichtigkeit der Takelage und die Behendigkeit der Matrosen. Alles an diesem schlanken Geschöpf aus Holz, das so reißend und klug wie ein Renner, oder ein Raubvogel schien, war bewundernswürdig . Dort

wurde eben der Steuermann, den der Kapitän Gomez in die See gestoßen hatte, aufgefischt.

Der General preßte die Hand des spanischen Kapitäns.

„Wir haben noch Kanonen.“

Ein Blick voll Wut und Verzweiflung.

„Und die Mannschaften?“

Der Marquis blickte die Leute des Heiligen Ferdinand an und schauerte zusammen; die vier Kaufleute waren bleich und zitterten. Die Matrosen hatten sich alle um jenen einen geschart und beobachteten den Korsaren mit gierigem Interesse. Der Marquis und der Kapitän tauschten Blicke aus.

„Ach, Kapitän Gomez, einst habe ich meinem Vaterland, meiner Familie, mit einem Herzen voll tödlicher Bitterkeit Adieu gesagt; soll ich nun gerade in dem Augenblick sterben, wo ich meinen Kindern Freude und Glück zurückbringe?“

„Dies Mal werden Sie ihm und ihnen wohl für immer Adieu sagen.“

Die beiden Schiffe lagen Bord an Bord.

Drei Mann standen drüben an jedem Geschütz, wie Bronzestatuen mit ihren harten Gesichtern, den nackten, nervigen Armen, den ganzen athletischen Gestalten. Das tiefe Stillschweigen auf diesem Verdeck mit den vielen starren, verbrannten Menschen sprach von der unversöhnlichen Disziplin, unter die ein mächtiger Wille diese menschlichen Teufel zwang. Der Befehlshaber stand am großen Mast, mit gekreuzten Armen und waffenlos, nur eine Axt lag zu seinen Füßen; auf dem Kopf trug er gegen die Sonne einen breitrandigen Filzhut, dessen Schatten sein Gesicht verdeckte. Gleich Hunden, die am Auge ihres Herrn hängen, wandten Kanoniere, Soldaten und Matrosen die Blicke bald auf ihren Kapitän, bald auf den Kauffahrteifahrer.

Als sich die beiden Schiffe berührten, riß die Erschütterung den Korsaren aus seiner Träumerei und er sagte einem jungen Offizier, der sich zwei Schritte von ihm hielt, einige Worte.

„Die Enterhaken angelegt!“ befahl der Leutnant.

Ruhig wie Seminaristen zur Messe gingen die Seeräuber auf das geenterte Verdeck hinüber, banden den Matrosen und Reisenden die Hände und bemächtigten sich der Schätze. In einem Augenblick waren die Fässer voller Piaster, die Lebensmittel und die ganze Besatzung des Heiligen Ferdinand mitsamt den Reisenden auf den Othello hinübergeschafft. Der General glaubte zu träumen, als er mit gebundenen Händen auf einem Ballen dalag, als sei er selbst eine Kaufmannsware. Dann sprangen alle Matrosen nach dem gekaperten Schiff hinüber, kletterten in das Tauwerk und begannen die Segel und die ganze Takelage abzunehmen.

„Wir sind verloren“, sagte Kapitän Gomez kalt zum Marquis.

„Wieso?“

„Sie werden den Heiligen Ferdinand in den Grund bohren, denn sie können ihn nicht

in den französischen oder spanischen Häfen verkaufen.“

Im gleichen Augenblick ertönte ein furchtbares Schreien, dem ein dumpfer Ton wie vom Fall mehrerer Körper ins Meer folgte. Der General drehte sich um und sah die vier Kaufleute nicht mehr.

„Wie ich es Ihnen sagte“, bemerkte der Spanier kalt.

Einige Schritte von ihnen entfernt fraternisierten der treulose Steuermann und jener Matrose mit den Seeräubern und bezeichneten ihnen diejenigen Seeleute der Brigg, die sie für würdig hielten, unter die Mannschaft des Othello aufgenommen zu werden; die übrigen wurden von zwei Schiffsjungen an den Füßen gefesselt und dann über Bord geworfen.

Kapitän Gomez und der General waren vom Heiligen Ferdinand die einzigen Ueberlebenden. Der junge Leutnant wandte sich an den Spanier:

„Kapitän, der Pariser hat von Ihnen reden

gehört. Sie sollen der einzige Mann sein, der die Durchfahrten durch die Antillen und die Küsten Brasiliens genau kennt. Wollen Sie . . .“

Der Kapitän unterbrach ihn verächtlich. „Ich werde als Seemann, treuer Spanier und als Christ sterben.“

„Ins Meer!“ rief der Leutnant.

Zwei Matrosen ergriffen Gomez. Der General drängte die Korsaren zurück:

„Feiglinge!“

„Alter“, versetzte der Offizier, „regen Sie sich nicht auf. Wenn Ihr rotes Band auch einigen Eindruck auf den Kapitän macht, so lache ich doch darüber. Wir werden auch unsere kleine Unterredung gleich haben.“

Ein dumpfer Fall. . . Kapitän Gomez war den Tod eines braven Seemanns gestorben.

Auf ein Zeichen beeilten sich zwei Matrosen, dem General die Füße zu binden. Mit unerwarteter Kühnheit stieß er sie zurück, entriß dem Leutnant den Säbel und setzte

sich als alter Kavalleriegeneral, der sein Handwerk versteht, in Stellung. Pistolenschüsse, die auf ihn abgefeuert wurden, zogen die Aufmerksamkeit des Parisers auf ihn. Der Korsar ergriff den mutigen Franzosen von hinten, riß ihn an Bord und wollte ihn gerade ins Wasser schleudern.

In diesem Augenblick traf der General den wilden Blick des Entführers seiner Tochter. Vater und Schwiegersohn erkannten sich sofort. Als ob der Marquis gar kein Gewicht hätte, gab der Kapitän seinem Stoß eine andere Richtung, und anstatt den General ins Meer zu schleudern, stellte er ihn aufrecht neben den großen Mast. Ein Murren erhob sich auf dem Verdeck, aber der Korsar warf einen einzigen Blick auf seine Leute, und es herrschte plötzlich tiefes Schweigen.

„Es ist Helenens Vater. Wehe dem, der es an Achtung gegen ihn fehlen lassen sollte.“

Ein Hurra freudiger Begrüßung ertönte auf dem Verdeck. Der Korsar ließ den Marquis eine Treppe hinuntersteigen und führte

ihn vor die Tür einer Kajüte, die er mit den Worten öffnete:

„Da ist sie.“

Dann verschwand er und überließ den alten Soldaten seinem Staunen und seiner Ueberraschung. Als sich die Tür so heftig öffnete, hatte sich Helene vom Divan, auf dem sie ruhte, erhoben; aber als sie ihren Vater sah, stieß sie einen Schrei aus. Sie war so verändert, daß die Augen eines Vaters dazu gehörten, sie wieder zu erkennen.

Die Sonne der Tropen hatte ihrem weißen Gesicht den Reiz bräunlicher Schattierungen gegeben, die ihr einen orientalischen Märchenausdruck verliehen. Ihr Haar fiel lang und üppig in starken Locken auf den edelgeformten Hals; ihr Gesicht war eine Verkörperung des Stolzes, und Hals und Haar ein Bild der Kraft. Triumphierende Befriedigung schwellte die rosigen Nasenflügel. Zugleich ging von ihr eine gewisse Jungfräulichkeit aus und wieder jener gelassene Hochmut, den alle Lieblinge haben. Sklavin und

Herrin: sie wollte gehorchen, weil sie herrschen konnte.

Indischer Musselin bildete den Hauptteil ihrer Toilette; Divan und Kissen waren aus Kaschmir, der Teppich kam aus Persien. Ihre vier Kinder, die zu ihren Füßen spielten, bauten sich seltsame Schlösser aus Perlengehängen, Edelsteinen und wertvollen Dingen. Porzellanvasen aus Sèvres, von Frau Jaquotot bemalt, enthielten Blumen von seltenem Duft; es waren Kamelien und mexikanischer Jasmin, und zwischen ihnen hüpfen zahme amerikanische Vögelchen, die Rubinen, Saphiren und lebendem Gold glichen. In diesem Salon stand ferner ein Piano, und an den mit roter Seide bekleideten Holzwänden hingen kleinere Gemälde von Wert, ein Sonnenuntergang von Schinner neben einem Terburg, eine Jungfrau von Raphael neben einer Skizze von Géricault, Gérard Dow neben den Porträtmalern des Kaiserreichs.

Die Kinder blickten ihren Großvater mit äußerster Lebhaftigkeit an; gewohnt, mitten

unter Kämpfen, Stürmen und Waffenlärm zu leben, glichen sie den jungen nach Krieg und Blut dürstenden Römern, an die David dachte, als er seinen Brutus malte.

„Ist das möglich?“ rief Helene und griff nach dem Vater, wie um sich zu vergewissern.

„Helene!“

„Mein Vater!“

Sie fielen sich in die Arme.

„Du befindest dich auf jenem Schiff?“ fragte sie.

„Ja“, sagte er traurig, indem er sich setzte und die vier Kinder Helenens und des Korsaren betrachtete. „Um ein Haar war ich ein toter Mann. . . . Warum muß ich dich so wiederfinden?“

„Weshalb?“ lächelte sie. „Wirst du nicht zufrieden sein, wenn ich dir sage, daß ich die glücklichste von allen Frauen bin?“

„Glücklich!“ und er sprang vor Stauen auf.

„Mein Geliebter, mein Gemahl, Diener, Herr, ist ein Mann, dessen Seele so weit

reicht wie dies grenzenlose Meer, so fruchtbar an Milde wie der Himmel . . . ein Gott. Seit sieben Jahren habe ich nie ein unfreundliches Wort von Viktor gehört, Vater. Dort droben herrscht seine donnernde Stimme oft über das Heulen des Sturmes und das Geschrei der Schlacht, aber hier ist sie weich und melodisch wie Musik. Glücklicherweise ist nicht das Wort, das mein Glück ausdrücken könnte.“

Sie weinte. Aber die vier Kinder schrien darauf, liefen zur Mutter hin und der älteste schlug nach dem General.

„Abel“, sagte die Mutter, „ich weine vor Freude.“

„Langweilst du dich nicht?“ fragte der General.

„Ja, wenn wir aufs Land gehen.“

„Aber an diesem Bord gibt es Männer, wilde, kühne Männer mit Leidenschaften.“

„Ich verstehe dich, Vater. Aber du kannst ruhig sein. Diese Männer sind abergläubisch, sie sagen, ich sei der Schutzgeist

des Schiffes, ihrer Unternehmungen und Erfolge. Ein einziges Mal ließ es ein Matrose an Achtung gegen mich fehlen . . . in Worten. Bevor Viktor sie ihm hatte beibringen können, stürzten ihn die anderen, trotz der Verzeihung, die ich ihm bewilligte, ins Meer. Sie lieben mich wie ihren guten Engel, ich pflege sie, wenn sie krank sind und einige habe ich gerettet. Sie sind Riesen und Kinder zugleich.“

„Und wenn es Kämpfe gibt?“

„Ich bin daran gewöhnt, nur während der ersten habe ich gezittert.“

„Und wenn er zugrunde ginge?“

„Würde ich mit zugrunde gehen.“

„Und deine Kinder?“

„Sie sind Söhne des Meeres und der Gefahr. . . .“

„Helene, wir befinden uns einige Meilen von Frankreich.“

Sie zitterte, blickte zum Kajütenfenster hinaus und zeigte auf die unermeßlichen, grünen Weiten des flutenden Meeres.

Dann stieß sie mit der Fußspitze auf den Teppich.

„Das ist meine Heimat.“

„Aber willst du nicht mit mir kommen, um deine Mutter, deine Brüder und deine Schwestern zu sehen?“

„O ja“, sagte sie mit Tränen in der Stimme. „Wenn Viktor will und er mich begleitet.“

Der Korsar trat ein. Er setzte sich in einen Sessel, nahm seinen ältesten Sohn auf den Schoß und begann mit ihm zu spielen. Es trat ein träumerisches Schweigen ein.

„Bin ich euch lästig?“ begann Viktor dann.

„Nein“, antwortete der General. „Helene hat mir alles erzählt. Ich sehe, daß sie für uns verloren ist.“

„Nein“, versetzte lebhaft der Korsar. „Nur einige Jahre noch.“

„Aber wie können Sie über die neuen Mordtaten, die Sie vor meinen Augen begangen haben, keine Reue empfinden?“

„Wir haben keine Lebensmittel“, versetzte der Korsar.

„Aber wenn Sie diese Männer an der Küste hätten ausschiffen lassen . . .?“

„. . . So hätten sie uns durch irgend ein Kriegsschiff den Rückzug abschneiden lassen und wir wären nicht nach Chile gekommen.“

„Bevor sie von Frankreich aus die spanische Admiralität benachrichtigen konnten . . .“

„Aber Frankreich könnte es übel vermerken, daß ein noch von seinen Gerichten verfolgter Mann eine Brigg genommen hat, die Einwohner von Bordeaux mit ihrem Vermögen beförderte. Im übrigen, haben Sie nicht bisweilen auf dem Schlachtfelde ein paar Kanonenschüsse zuviel abgefeuert?“

Der General schwieg, von dem Blick des Korsaren eingeschüchtert. Dann fuhr dieser fort.

„General, ich habe es mir zum Gesetz gemacht, nie einen Teil der Beute auf die Seite zu bringen. Allein ohne Zweifel wird mein

Anteil beträchtlicher sein, als Ihr Vermögen war. Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen in einer anderen Geldsorte zurückerstatte?“

Er nahm aus einem Schubfach im Piano eine Menge Bankscheine, zählte sie nicht erst lange und händigte dem Marquis eine Million ein.

„Und nun, wenn Sie sich von den Gefahren unseres Zigeunerlebens, von den Szenerien im südlichen Amerika, von tropischen Nächten, von unseren Schlachten und der Freude, der Flagge einer jungen Nation oder dem Namen Simon Bolivars zum Sieg zu verhelfen, nicht haben gewinnen lassen, dann müssen Sie uns jetzt verlassen. Eine Schaluppe und ergebene Leute erwarten Sie. Hoffen wir auf eine dritte, ganz glückliche Begegnung.“

„Viktor, ich möchte meinen Vater noch einen Augenblick länger sehen“, bat Helene.

„Zehn Minuten mehr oder weniger können uns eine Fregatte auf den Hals schicken. Aber immerhin, wir werden ein wenig Ab-

wechselung bekommen, unsere Leute langweilen sich so.“

„O, dann brich auf, Vater. Und bring meiner Schwester, meinen Brüdern und . . . meiner Mutter diese Zeichen der Erinnerung.“

Sie nahm eine Handvoll Edelsteine, Halsbänder und Kleinodien, hüllte sie in einen Kaschmirschal und reichte sie schüchtern ihrem Vater.

„Und was soll ich ihnen von dir sagen?“

„Daß ich jeden Tag für ihr Glück bete.“

Sie reichte ihrem Vater die Geschenke, die sie für die Familie bestimmt hatte. Durch sein Leben als Soldat an ziemlich laxen Ideen gewöhnt, nahm der General sie an, und was den Korsaren betrifft, so trug seine Leidenschaft für tapfere Männer den Sieg davon. Da er es für lächerlich hielt, sich prude zu zeigen, drückte er ihm kräftig die Hand, und umarmte seine Helene, die er immer so geliebt hatte. Der Korsar war selbst heftig bewegt und gab ihm seine Kinder, damit er sie

segne. Zuletzt sagten sich alle mit einem langen Blick Lebewohl. —

Auf dem Meer wartete des Generals ein eigentümliches Schauspiel. Der Heilige Ferdinand verbrannte wie ein ungeheures Strohfeuer. Die Flamme zischte, als sie das Segelwerk erreichte, und verschlang das ganze Schiff; brennende Rumfässer trieben mit blau leckenden Zungen auf der See. Der Othello benutzte den schwachen Wind, der blies, und neigte sich wie ein in den Lüften schwankender Papierdrache bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Die schöne Brigg fuhr nach Süden und entfernte sich immer mehr aus dem Gesichtskreis des Generals. Helene winkte, so oft sie die Schaluppe des Generals wahrnehmen konnte, mit ihrem Taschentuch. Dann war die Brigg zwischen grünem Wasser und blauem Himmel verschwunden.

Nachdem der Marquis sein Vermögen wiederhergestellt hatte, erteilte ihn der Tod.



7. Helene.

Einige Monate nach dem Hinscheiden des Marquis von Aiglemont, im Jahre 1835, wurde die Marquise von ihrer Tochter Moïna gezwungen, sie nach einem Bad in den Pyrenäen zu führen. Das sehr launenhafte Mädchen wollte die Schönheiten dieses Gebirges kennen lernen.

Als sie eines Tages von einem Ausflug in das Bad zurückkehrten, ereignete sich folgende schreckliche Szene.

„Mein Gott“, sagte Moïna, „wir haben übel daran getan, nicht noch ein paar Tage länger im Gebirge zu bleiben: hast du das unaufhörliche Wimmern dieses dummen Kindes und das Geplärr der Frau gehört? Da-

bei spricht sie sicher einen ungebildeten Dialekt, denn ich habe nicht ein einziges Wort verstehen können. Einem solche Menschen zu Nachbarn zu geben . . . diese Nacht ist die gräßlichste, die ich in meinem Leben zugebracht habe.“

„Ich habe nichts gehört, mein Kind“, sagte die Marquise, „aber ich werde mit der Wirtin sprechen und ihr dies Nachbarzimmer abmieten; dann haben wir die ganze Wohnung und sind ungestört. — Wie geht es dir heute morgen? Bist du noch müde?“

Bei diesen Worten erhob sie sich und ging an Moïnas Bett.

„Laß einmal sehen“, sagte sie und suchte nach der Hand ihrer Töchter.

„Ach, laß, du bist so kalt.“

Im selben Augenblick hörten sie aus dem Nebenzimmer eine Reihe klagender Laute, deren zarter, lang anhaltender Ton das Herz einer Frau zerreißen mußte.

„Aber weshalb hast du mich nicht ge-

weckt, wenn du das die ganze Nacht angehört hast?“

Ein noch tieferes Stöhnen unterbrach sie, die Marquise rief:

„Da drinnen liegt jemand im Sterben.“

Sie stürzte zum Zimmer hinaus.

„Schick' mir Pauline“, rief ihr Moïna nach, „ich will mich anziehen.“

Die Marquise fand die Wirtin im Hof mit noch einigen Personen, die ihr gespannt zuzuhören schienen.

„Sie haben uns eine Person als Nachbarin gegeben, die sehr zu leiden scheint.“

„Ach, reden Sie mir nicht von der“, rief die Wirtin, „ich habe eben zum Bürgermeister geschickt. Stellen Sie sich nur vor, daß es eine Frau ist, eine arme Unglückliche, die gestern zu Fuß angekommen ist. Sie kommt aus Spanien, und ist ohne Geld und ohne Paß. Auf ihrem Rücken trug sie ein kleines Kind, das jetzt im Sterben liegt. Ich konnte es nicht über mich bringen, sie fort-

zuschicken. Heute morgen bin ich zu ihr gegangen.

„Ich habe nur noch diesen Ring“, sagte sie zu mir und zog einen goldenen Ring vom Finger. „Nehmen Sie ihn, er wird genügen, denn ich werde Ihnen nicht lang zur Last fallen. Armes Kind, wir werden zusammen sterben.“

Den Ring habe ich genommen und gefragt, wer sie wäre, aber sie wollte den Namen nicht nennen. Eben habe ich nach dem Arzt und dem Herrn Bürgermeister geschickt.“

„Geben Sie ihr alles, was sie nötig hat“, sagte die Marquise. „Vielleicht ist es noch Zeit, sie zu retten. Ich werde Ihnen alles bezahlen.“

„O, sie hat ein stolzes Gesicht, und ich weiß nicht, ob sie es annehmen wird.“

„Ich will sie sehen.“

Die Marquise stieg hinauf zu der Unbekannten — dann wurde sie totenbleich. Sie erkannte Helene wieder trotz der schreck-

lichen Leiden, die das schöne Gesicht verzerrt hatten.

Beim Anblick einer schwarz gekleideten Frau richtete sich Helene auf, dann stieß sie einen Schreckenschrei aus und sank auf ihr Bett zurück.

„Meine Tochter . . . Pauline, Moïna!“

„Ich brauche nichts mehr. Ich hoffte meinen Vater wiederzusehen, aber deine Trauer . . .“

Die Augen der Mutter waren voller Tränen, sie umarmte Helene. Diese beobachtete Stillschweigen. Sie belauschte den letzten Seufzer ihres letzten Kindes. Moïna, ihre Kammerfrau, Pauline, die Wirtin und ein Arzt traten ein. Die Marquise hielt die eisige Hand ihrer Tochter in der ihren und betrachtete sie voll tiefer Verzweiflung. Die Witwe des Korsaren aber (sie allein hatte sich aus einem Schiffbruch retten müssen und es war ihr von ihrer ganzen schönen Familie nur ein einziges Kind geblieben) sagte, im

Uebermaß ihres Elends, mit schrecklicher Stimme zu der, die ihre Mutter war :

„Dies alles ist dein Werk. Wärest du mir das gewesen, was du . . .“

„Moïna geh' hinaus, gehen Sie alle hinaus“, schrie Frau von Aiglemont . . . „Gnade, Helene, erneure nicht jetzt diese entsetzlichen Kämpfe.“

„Ich werde schweigen“, sagte Helene mit einer übernatürlichen Anstrengung.

Moïna trat wieder ein, von Neugierde getrieben.

„Schwester“, sagte das verzogene Kind, „der Arzt . . .“

„Alles ist umsonst“, antwortete Helene. „Warum bin ich nicht, als ich sechzehn Jahre alt war, gestorben, damals, als ich mich töten wollte! Außerhalb der Gesetze gibt es nie ein Glück. Du, Moïna . . .“

Sie beugte ihr Gesicht über ihr Kind und starb, es krampfhaft an sich pressend.

„Deine Schwester wollte wohl sagen, Moïna“, bemerkte Frau von Aiglemont, als

sie in ihr Zimmer zurückgekehrt und in ein heftiges Weinen ausbrach, „daß sich für ein Mädchen das Glück nie in einem romanhaften Leben außerhalb der überkommenen Anschauungen, und namentlich fern von der Mutter findet.“



8. Das Alter einer schuldigen Mutter.

An einem der ersten Tage im Monat Juni des Jahres 1844 ging eine Dame von etwa fünfzig Jahren, die aber noch viel älter erschien, im Garten eines in der Rue Plumet zu Paris gelegenen Privathotels spazieren; es war gegen Mittag und die Sonne schien warm auf die Allee im Garten. Sie hielt sich auf dem Hauptweg, um nicht die Fenster eines Zimmers, dem ihre ganze Aufmerksamkeit galt, aus dem Gesicht zu verlieren.

Im Fauborg Saint-Germain herrschte

noch überall Schweigen, in den Nachbargärten, auf den Boulevards, im Invalidendom, denn in diesem vornehmen Stadtviertel beginnt der Tag erst zur Mittagsstunde, für Diener und Herrn.

Die alte Dame, die sich schon so früh auf befand, war die Marquise von Aiglemont, die Mutter der Frau von Saint-Héreen, der dies schöne Hotel gehörte. Die Marquise hatte sich um ihrer Tochter willen, der sie ihr ganzes Vermögen mitgegeben, alles entzogen und sich nur eine dürftige Pension vorbehalten. Die Gräfin Moïna war das jüngste Kind: um ihre Vermählung mit dem Erben eines der berühmtesten Häuser Frankreichs zu ermöglichen, hatte die Mutter alles geopfert. Nichts war natürlicher; sie hatte hintereinander zwei Söhne verloren; der eine Gustav, Marquis von Aiglemont, war an der Cholera gestorben, der andere, Abel, war vor Constantine gefallen. Gustav hinterließ Kinder und eine Witwe. Aber die ziemlich laue Liebe, die sie für ihre Söhne empfunden hatte, war

beim Uebergang auf ihre Enkel noch geschwächt worden. Sie verkehrte mit der jüngeren Marquise von Aiglemont sehr höflich und artig, aber es blieb doch bei einem oberflächlichen Gefühl.

Ihre liebe Moïna, von je ein schönes und entzückendes Kind, war für die Marquise stets die bevorzugte Tochter gewesen. Der Sinn ihres vergangenen Lebens, ihres gegenwärtigen, ihres künftigen, war diese junge Frau, auf die sie alle Schätze ihres Herzens gehäuft hatte. Moïna hatte glücklich vier Kinder, ihre ältesten, überlebt. Ohne Zweifel erblickte die Marquise darin ein Zeichen des Himmels, und sie bewahrte ihren toten Kindern nur schwache Erinnerungen. Die Welt hätte über diese Sorglosigkeit und Vorliebe streng zu Gericht sitzen können, aber die Welt von Paris wird von einem solchen Strom von Ereignissen, Moden, Ideen fortgerissen, daß das ganze Leben der Frau von Aiglemont fast vergessen war.

Im Gegentheil, ihre Zärtlichkeit für Moïna

interessierte viele. Sie war ein Musterbild, das die Kinder ihren Eltern vorhielten, so gut wie die Schwiegersöhne ihren Schwiegermüttern. Wenn vorsichtige Greise, griesgrämige Onkel es tadelten, daß sie ihr ganzes Vermögen abgegeben hatte, so erhob sich gegen diese Propheten ein allgemeiner Aufbruch, und von allen Seiten ertönten Loblieder auf Moïna.

„Man muß der Frau von Saint-Héreen Gerechtigkeit widerfahren lassen; ihre Mutter hat nichts eingebüßt. Sie wohnt bewunderungswürdig schön, sie hat einen Wagen zur Verfügung und kann überall wie früher hingehen.“

„Nur nicht in die italienische Oper“, warf ganz leise ein alter Parasit ein, „die alte Dame liebt fast nur die Musik, aber sie besucht fast nie die italienische Oper, da sie der jungen Gräfin, die schon im Ruf einer großen Kokette steht, lästig fallen würde.“

„Frau von Héreen“, sagte ein heiratsfähiges Mädchen, „hat für ihre Mutter ent-

zückende Abendgesellschaften eingerichtet, einen Salon, in dem sich ganz Paris trifft.“

„Einen Salon, in dem niemand die junge Marquise gesehen hat“, erwiderte der Parasit. und er erzählte leise:

„Des Morgens schläft die liebe Moïna. Um vier Uhr ist die liebe Moïna im Wäldchen. Des Abends geht die liebe Moïna zum Ball oder zur Oper. Aber Frau von Aiglemont bleibt immerhin das Vergnügen, ihre liebe Tochter beim Ankleiden oder beim Diner zu sehen, wenn die liebe Moïna zufällig mit ihrer lieben Mutter speist. Es ist noch nicht acht Tage her“, — er nahm den schüchternen Erzieher, der noch nicht acht Tage im Haus war, am Arm — „als ich die arme Mutter traurig und allein in der Ecke ihres Kamins traf. Was fehlt Ihnen? fragte ich. Sie lächelte, aber sicher hatte sie geweint.

„Ich dachte“, sagte sie, „daß es sehr sonderbar ist, mich allein zu finden, nachdem ich fünf Kinder gehabt habe. Aber das ist ein-

mal unser Los. Und dann bin ich so glücklich, wenn ich weiß, daß Moïna sich gut amüsiert.“

Mir, der ich einst ihren Mann kannte, durfte sie sich anvertrauen. Ein armer Mann, für den es ein Glück war, sie zur Frau zu haben; ihr verdankte er seine Pairschaft und sein Amt am Hof Karls X.“

In die Unterhaltungen der Welt schleichen so viele Irrtümer ein, es kommt mit Leichtigkeit so viele Böswilligkeit hinzu, daß der Schilderer der Sitten gezwungen ist, Behauptung gegen Behauptung vorsichtig abzuwägen. Zwischen Kind und Mutter gibt es nur einen Richter. Gott, der oft seine Rache in den Schoß der Familie verlegt, sich von Ewigkeit der Kinder gegen die Eltern bedient, der Väter gegen die Söhne, der Völker gegen die Könige, der Fürsten gegen die Völker, der alles gegen alles braucht. Er ersetzt in der moralischen Welt Gefühle durch Gefühle wie das junge Laub im Frühjahr das alte verdrängt. Unstreitig geht,

besser noch kehrt jedes Ding in sein Innerstes zurück.

Diese religiösen, einem greisen Herzen so natürlichen Gedanken wogten in der Seele der Frau von Aiglemont halb klar auf und ab. Dann setzte sie sich, ermüdet vom langen Nachdenken, matt vom Sinnen und Träumen: vor den Augen derer, die den Tod ahnen, entrollt sich ihr ganzes Leben.

Diese vor der Zeit gealterte Frau wäre auf dem Boulevard für einen vorübergehenden Dichter ein merkwürdiges Bild gewesen. Ihr ausdrucksvolles Gesicht stellte noch etwas Ernsteres vor als ein sich dem Ende neigendes Leben, noch etwas Tieferes als eine von Erfahrungen gebeugte Seele. Sie hatte eines der charakteristischen Gesichter, die vor tausend anderen einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Frau von Aiglemonts eisiges Gesicht war eines der furchtbaren Gedichte, ein Antlitz, wie es in Dantes göttlicher Komödie tausendfach vorkommt.

Ogleich die Marquise einen modernen

Hut trug, war es doch leicht zu sehen, daß ihr noch vor kurzem schwarzes Haar infolge grausamer Gemütsbewegungen grau geworden war; aber die Art, wie sie das Haar trug, gab ihren guten Geschmack zu erkennen. Der Schnitt der Züge, ihre Regelmäßigkeit, gaben noch eine schwache Vorstellung von der Schönheit, auf die sie einst hatte stolz sein müssen, aber noch mehr verrieten sie den Kummer, der dies Gesicht abgemagert, die Schläfen gefurcht hatte, vor dem die Wangen eingefallen und die Wimpern ausgefallen waren. Alles an der Marquise war schweigsam, ihr Schritt, ihre Bewegungen.

Der Graf von Saint-Héreen war seit etwa sechs Monaten verreist, um eine politische Sendung auszuführen. Während dieser Trennung hatte Moïna sich damit amüsiert, mit der Leidenschaft eines geschickten, aber herzlosen Mannes ihr Spiel zu treiben. Frau von Aiglemont hatte die Fortschritte dieser Liebesintrigue beobachtet und ahnte den

Untergang ihrer Tochter, sie sah sie unrettbar in die Hände eines Mannes gefallen, dem nichts heilig war. Das Furchtbare war, daß dieser junge Mann Graf Alfred von Vandenesse hieß, der Sohn Karls von Vandenesse, der jetzt der Freund Julies von Aiglemont war.

Sie wußte im Voraus, daß Moïna keine ihrer Warnungen anhören würde. Sie hätte vergeblich versucht, zwischen die beiden ein furchtbares Wort zu werfen, das alles enthüllte: Alfred war zu verdorben, Moïna besaß zu viel Geist, um an diese Enthüllung zu glauben, sie hätte sie verspottet und als mütterliche List aufgefaßt. Die Marquise hatte mit eigenen Händen ihr Gefängnis gebaut. In ihm sollte sie sterben und Zeuge sein, wie das schöne Dasein Moïnas, das ihr tausendmal teurer als ihr eigenes war, unterging. Schreckliche, unausprechliche Leiden. . . .

Ungeduldig wartete sie, bis ihre Tochter aufgestanden war. Sie war entschlossen,

einen letzten Versuch zu machen und fürchtete sich doch vor dieser Minute. Ihre Mutterliebe war dahin gelangt: ihre Tochter lieben, Angst vor ihr haben, einen Dolchstoß fürchten und ihm entgegengehen. Tausend Dinge, lauter Nichtigkeiten bezeugten ihr, bewiesen ihr das abscheuliche Benehmen der Gräfin gegen sie, und sie suchte diese Undankbarkeit als Strafe der Vorsehung aufzufassen, um die Hand, die sie schlug, anbeten zu können.

Und doch konnte ein kalter Blick sie töten. Sie hatte, da sie ein wenig taub geworden war, eines Tages ihre Tochter gebeten, einen Satz, den sie nicht verstand, zu wiederholen. Moïna tat es zwar, doch so widerwillig, daß die Marquise es nicht wagte, ihre bescheidene Bitte noch einmal vorzutragen.

Aber nun trocknete sie wieder ihre Tränen, als sie vom Garten aus hörte, daß die Jalousien am Schlafzimmer ihrer Tochter geöffnet wurden. Beim Gehen fiel ihr die ungewöhn-

liche Sorgfalt auf, mit der der Gärtner diesen seit kurzem ziemlich schlecht unterhaltenen Weg geebnet hatte. Als sie unter den Fenstern ihrer Tochter ankam, wurden die Jalousien heftig wieder herabgelassen.

„Moïna?“

Keine Antwort.

„Die Frau Gräfin ist im kleinen Salon“, sagte Moïnas Kammerfrau, als die Marquise ins Haus zurückkehrte.

Frau von Aiglemont hatte das Herz zu voll, um in diesem Augenblick über so unbedeutende Umstände nachzudenken. Sie ging schnell nach dem kleinen Salon.

„Weshalb kommt man?“ fragte Moïna mit harter Stimme. „Ach, du bist es“, verbesserte sie sich.

„Ja, mein Kind, es ist deine Mutter — —. Moïna, es ist meine Pflicht, dich über eine der wichtigsten Krisen in unserem Frauenleben aufzuklären, in der du dich vielleicht ahnungslos befindest. Ich will weniger als Mutter, mehr als Freundin zu dir sprechen.

Ich habe dich meine mütterliche Autorität vielleicht zu wenig fühlen lassen. . . .“

„Liebe Mutter“, rief Moïna mit empörter Miene, „ich weiß, was du mir sagen willst, du beabsichtigst, mir eine Strafpredigt über Alfred zu halten . . .“

„Du würdest nicht so richtig raten, wenn du nicht fühltest . . .“

„Was . . .?“, meinte Moïna mit hochmütiger Miene, und sie setzte mit unglaublicher Kaltblütigkeit hinzu:

„Gestatte, daß ich schelle, um Pauline fortzuschicken.“ Sie schellte.

„Mein liebes Kind, Pauline kann uns nicht hören.“

Die Kammerfrau trat ein.

„Pauline, gehen Sie selbst zu Baudran und fragen Sie, warum ich meinen Hut noch nicht habe.“

Die Marquise fuhr fort, mit trockenen Augen und schwerem Herzen Moïna über die Gefahr, in der sie schwebte, zu unter-

richten. Aber Moïna benutzte eine Pause, um mit erzwungenem Lachen zu sagen:

„Mama, ich dachte, du wärest nur auf den Vater eifersüchtig gewesen.“

Frau von Aiglemont schloß die Augen, neigte den Kopf und stieß nur einen ganz leichten Seufzer aus. Dann erhob sie sich und vermochte noch gerade in den Garten zu gelangen, wo ihre Kräfte sie verließen. Sie sank auf eine Bank.

Aber da gewahrten ihre Augen den frischen Eindruck von Männerschuhen. Nun war kein Zweifel mehr, Moïna war verloren. Jetzt verstand sie den Pauline erteilten Auftrag. Sie wurde ohnmächtig.

Die junge Gräfin fand, daß ihre Mutter sich erlaubt hatte, ihr einen etwas starken Hieb zu versetzen, und daß eine Liebkosung am Abend die Versöhnung wieder herbeiführen werde. Als sie im Garten den Schrei einer Frau vernahm, neigte sie sich nachlässig zum Fenster hinaus: im gleichen

Augenblick, als Pauline, die noch nicht fortgegangen war, um Hilfe rief.

„Erschrick nicht, mein Kind“, war das letzte Wort der Mutter.

Moïna sah, wie sie bleich, leblos, schwer atmend in das Haus getragen wurde. Sie bewegte die Arme, als wolle sie etwas verscheuchen oder sprechen. Moïna drückte ihre Schuld nieder, aber nichts konnte sie mehr gut machen. Durch die Tränen ihres Kindes geweckt, blickte die Marquise noch einmal ihre geliebte Moïna an und lächelte, als sie es weinen sah. Dies Lächeln bewies der jungen Muttermörderin, daß ein Mutterherz ein Abgrund ist, in dessen Tiefe sich stets Verzeihung findet.

Paris, 1828—1844.



Théophile Gautiers ausgewählte Werke.

Théophile Gautier, der als erster in Wort und Tat zu beweisen wagte, daß die Kunst über jeder Moral stehe, ist das größte Formtalent des vergangenen Jahrhunderts, seine Schilderungen die glänzendsten, die zu seiner Zeit geschrieben worden sind, und seine Phantasie reicher und prächtiger als die irgend eines anderen Künstlers. Seine malerische und dichterische Gewalt ist am besten durch einen Ausspruch seiner Freundin George Sand charakterisiert: „Kein Maler weiß seine schönen Frauen so anzuziehen wie Théophile Gautier, und kein Dichter weiß sie so schön auszuziehen.“ Neben Victor Hugo und Balzac wird Gautier als der, der den Boden zubereitet hat, auf dem alle Späteren geerntet haben, mit Ehren und Verchrung genannt. — Diese erste deutsche Ausgabe besorgte mit liebevollem Verständnis Dr. Hanns Heinz Ewers und Ina Ewers-Wunderwald. Die vollständige Ausgabe umfaßt folgende sechs Bände:

Band I:
Mademoiselle de Maupin

Band II:
Der Roman der Mumie

Band III:
Eine Nacht der Kleopatra

Band IV:
Fortunio ~ Ein Roman

Band V:
Die gold. Kette der Bakchis

Band VI:
Das Hündchen der Marquise

Jeder Band kostet in violetter Umschlag broschiert M. 3.—, in mauvefarbene Leinwand gebunden M. 4.—, in rotes Leder gebunden und mit Goldschnitt und Golddruck versehen M. 5.—. Bei Subskription auf die ganze Ausgabe tritt eine Preisermäßigung von ein Drittel des Ladenpreises ein, und es kosten dann die sechs Bände, wenn sie zusammen bezogen werden, mit violetter Umschlag broschiert M. 12.—, in mauvefarbene Leinwand gebunden M. 16.20, in rotes Leder gebunden und mit Goldschnitt und Golddruck versehen M. 21.—. Bestellungen auf einzelne Bände sowie Subskriptions-Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Magazin-Verlag Jacques Hegner, Berlin SW. 11.

Yester und Li

**Die Geschichte einer Sehnsucht
von Bernhard Kellermann**

2. Auflage

Preis 4 M. für das broschirierte, 5 M. für das gebundene Exemplar

**Ich las das Buch Kellermanns
ganz langsam in stillen Abend-
stunden, und siehe, als ich zu
Ende damit war und es hin-
legte, sass ich alter Tor da und
schludizte aus tiefstem Herzen**

**so schreibt Mathieu Schwann in einem Aufsatz
über Bernhard Kellermanns Roman Yester und
Li in den Münchener Neuesten Nachrichten.**

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin und Leipzig

DER PHANTAST

Geschichte Abel Schelchs des Erzählers

von

JULIUS BERSTL

Preis broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.50.

Es ist ein Roman, der neues Land erschließt, der die tiefsten Erlebnisse, Wünsche und Erfüllungen einer Seele in das Reich einer merkwürdig fremden Welt versetzt, von deren Lebensäußerungen sie sich viel frischer, unmittelbarer und unheimlich deutlicher abheben, als wenn sie sich in dem Sein abspielten, das uns durch jahrhundertlange Gewöhnung die Sinne und den Eindruck abgeschwächt hat. So leuchtet jedes kleine Ereignis in diesem Roman in voller Farbe und wirkt stärker als sonst. Und man liest dieses Buch wie man ein Leben lebt.

DER JUNGE KURT

Ein Roman von F. G. Pernauhm

Preis M. 3.—.

Eine Geschichte, die sich mit zärtlicher Anteilnahme und schmerzlichem Verständnis in das Seelenleben eines modernen, durch seltsame Perversitäten originellen jungen Mannes vertieft. Eines jungen Mannes, dem in schöner Trauer über seine Verderbtheit und in dem Bewußtsein, alle Kulturen der Vergangenheit und Gegenwart in sich zu tragen und ihrer überdrüssig zu sein, das Leben und seine Liebe wie Wasser durch die Finger rinnt.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin und Leipzig

Remy de Gourmont

Was eine Frau träumt . . .

Roman

Berechtigte deutsche Übersetzung

von

Anna Sofie Gasteiger.

Brosch. M. 3,—, in Leinwand geb. M. 4,—, in Leder M. 5,—.

Remy de Gourmont ist vor allem durch seine eigenartige Kritik bekannt, die in Frankreich schon Schule gemacht hat. Seine Romane bedeuten eine neue Entwicklungsstufe des modernen Romans, indem Gourmont die genozüchtigte „Fabel“, die bis heute für unumgänglich galt, umgeht, oder sie als etwas ganz Nebensächliches behandelt. „Was eine Frau träumt . . .“ ist berühmt. Von einer sublimen Sinnlichkeit, die mit Skeptik weltmännisch durchsetzt ist, reißt dieser Roman jeden Intellektuellen durch seine reine Schönheit, seine Lichtmagie, die an Tiepolo erinnert, hin.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11.

Princeton University Library



32101 072324039

